This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

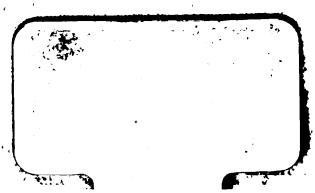
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,557



838
B667r
1908

F. P. Gordon.
838
B667r
1908

Der Rangierbahnhof

F. P. Gordon.
838
B667r
1908

Der Rangierbahnhof

838
B667x
1908

F. P. Gordon.
838
B667n
1908

Der Rangierbahnhof

Von **Helene Böhlau** erſchienen folgende Werke:

Im Verlage von Egon Fleiſchel & Co., Berlin: **Der Rangierbahnhof.** Roman / **Das Recht der Mutter.** Roman / **Schlimme Flitterwochen.** Novellen / **Halbtier.** Roman / **Der ſchöne Valentin.** Novellen / **Sommerbuch.** Altweimariſche Geſchichten / **Die Kriſtallkugel.** Eine altweimariſche Geſchichte / **Das Haus zur Flamm'.** Roman / Im Verlage von J. C. C. Bruns, Minden i. W.: **Ratsmädelgeſchichten** / **Herzenswahn.** Roman / **Im Troſſe der Kunſt.** Novellen / **Reines Herzens ſchuldig.** Roman / Im Verlage von J. Engelhorn, Stuttgart: **Im friſchen Waſſer.** Roman in zwei Bänden / **Verſpielte Leute** / **Altweimariſche Liebes- und Ehegeſchichten** / **Neue Ratsmädelgeſchichten** / Im Verlage von Gebr. Pätel, Berlin: **Salin Kaliske Maleen.** Novellen.

Der
Rangierbahnhof

Roman

von

Helene Böhlau

Neunte Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1908

Alle Rechte
vorbehalten

O22ap205.5

I.

Im letzten Winkel des Reichs — dort, wo aus dem bayrischen Algäu die niedrigen Pässe nach Vorarlberg führen, liegt lautlose Dämmerung. Gewaltige Schneemassen bedecken das Hochthal und mitten drin liegt in einer erstarrten Welt, von Schnee halb begraben, ein warmes Nest, das einsame Gehöft Rohrmoos.

Über der weitausgedehnten Felsenmasse, die das Hochthal östlich begrenzt, schimmert der erste Tagesschein, der verkündet, daß hier über die Herrgottswände, die wie ein leichter, grauer Schatten aus dem Dämmerlicht sich abheben, die Sonne, wenn ihre Stunde gekommen ist, schauen wird. Erde und Himmel weiß, die ganze Atmosphäre wie aus zarten Eiskristallen gewoben.

348542

Die unabsehbaren Schneemassen, die festgewurzelte Kälte, die eisige Dämmerung, all' diese kalten lebensfeindlichen Mächte umgeben das warme Nest mit solch unheimlicher Gewalt, als gelte es, diesen Unterschlupf von allerlei pulsierendem Leben aufzusaugen, jeden Tropfen, der sich dort birgt, zu erstarren. Alles aber, was sich auf dem dämmerigen Hof regt, atmet einen Überfluß von Wärme und Leben.

Aus den eisüberzogenen Stallfenstern fällt der rotgelbe Schein der Laternen, bei deren Licht schon seit Stunden in den Ställen und draußen auf dem zertretenen, strohuntermischten Schnee hantiert wird.

Wird eine Thür geöffnet, so quillt warmer Dampf in die Kälte hinaus und mit ihm die Brummchöre des Viehs.

Auf der Miststatt dampft es. Die Pfosten, welche das Erzeugnis des ansehnlichen Rohrmooser Viehstandes umgeben, sind durch diese warmen Dämpfe, die die großen Schneehauben auf ihnen tauen ließen, mit fußdicken bräunlichen Eiskrusten überzogen, die in sonderbaren Zapfen herunterhängen. Aus der großen Futterscheune duftet es

nach gut eingebrachtem Heu und der Geruch kräftiger Sommertage strömt in den starren Wintermorgen hinaus. Die Mägde und Knechte laufen über den Hof, blasen in die Hände und strömen auch warmen Dunst und Dampf aus, der sich ihnen als weißer Reif an Haar und Mütze festsetzt.

Alles was lebt, dampft auf Rohrmoos; die Pferde, die ein Knecht anschirrt, blasen ganze Wolken aus ihren Nüstern, hüllen sich damit gegenseitig ein, so daß ihnen Mähnen, Köpfe und Leiber wie in wogendem Nebel stecken.

An den großen, verdeckten Milchgefäßen, die aus den Ställen in die Molkerei geschafft werden, dampft das feuchtwarme Holz; jeder feuchte Strohhalm, der von den Knechten und Mägden aus den Ställen hinaus in den Schnee verschleppt wird, läßt ein Weilchen eine zierlich sich ringelnde Dunstsäule wie ein kleines Opfer emporsteigen.

Alles lebt der großen meilenweiten Schneewucht zum Trotz doppelt mächtig.

In der einfachen Stube des Wohnhauses sitzen vier Personen bei der Lampe, deren Schein jetzt schon von der Tagesdämmerung geschwächt

wird, die weißbläulich zu den breiten Fenstern des Zimmers eindringt.

Schinken, Eier, frische Butter, Schwarzbrot und eine summende, brodelnde Kaffeemaschine stehen auf dem weißgedeckten Frühstückstisch und vier Personen sitzen daran. Ludwig Gastelmeier, einst Pächter, jetzt Besitzer von Rohrmoos, schaut nachdenklich vor sich hin, während er mit einem Fidibus die Pfeife anzündet.

Er ist ein gedrungener Mann, der in einer mächtigen braungehäckelten Weste steckt. Man denkt unwillkürlich bei seinem Anblick an allerlei Strapazen und Hantierungen, wie sie zu landwirtschaftlichem Betriebe gehören.

Sein Sohn Friedrich, der neben der Mutter und einem jungen, blonden Frauenzimmer sitzt, gleicht ihm. Er ist einen guten Kopf kleiner als der Vater, doch auch breit, gedrungen gebaut. Die Augen sind die Augen des Alten, nur hat sich eine fleischigere Nase zwischen dieselben geschoben, so daß sie nicht so nah zu einander haben rücken können, wie die des Vaters.

Der Mund hat dieselbe feuchte Frische, die

auf den Lippen des Alten liegt, und die dem Geſicht ein merkwürdig lebensvolles Anſehen giebt.

Niemand ſpricht etwas Zuſammenhängendes. Ein Räuſpern, eine kurze Frage, eine kurze Antwort, das Einſchenken des Kaffees in die großen, weiten Taſſen unterbricht die Stille.

Der Sohn iſt offenbar im Reiſeanzug.

Sein Pelz hängt an der Wand zwiſchen einer Auswahl ſtark angerauchter Pfeifen, zwiſchen Baſtbündeln, Hirſchgeweihen, Leinwandſäckchen mit Sämereien, was alles im behaglichen Durcheinander ſich darſtellt.

„Da wären wir denn ſo weit," brummt der Alte, die Pfeife zwiſchen den Zähnen — „werden auch gleich die Sonne haben. Allons! mit der Lampe fort!"

„Siehſt du," fährt er nach einer Pauſe fort und bläſt aus der Pfeife ein hellblaues, beſonders kräftiges Gewölk, „ſiehſt du, — da iſt ſie!"

Der Sohn ſteht jetzt neben ihm.

Die weißen, eiſigen Nebel wogen mächtig an der langen Herrgottswand hin; ein goldpurpurner Funken glüht zwiſchen der Wand und dem leuchtenden weißen Himmel, der Schnee verliert das

tote weiß und ſchimmert roſig golden. Da war ſie hervorgeſprungen, die Sonne. Mit ihr zugleich hüpfen tiefblaue Rieſenſchatten ins Land hinein.

Die große beſchneite Tanne, die ihre Zweige von dem Schnee beſchwert an ſich gedrückt hatte, wie ein Soldat die Arme, wenn der Vorgeſetzte an ihm vorübergeht, wirft einen hellblauen ſpitzen Schatten dem Hauſe zu, und dieſer Schatten ſieht aus wie der Geiſt der weißeingehüllten und beſchwerten Tanne, der von ihr abgeſprungen iſt und ſich aus irgend einem Grunde in den Schnee gelegt hat.

„So, da iſt ſie ſchon wieder in den Nebel gekrochen," ſagt der alte Gaſtelmeier, „der gefällt's auf Rohrmoos nicht — kann's ihr nicht verdenken. Da hat ſie geſehen, wie das bißchen Altſtall da drüben ſtand und eine Käſerei, daß Gott erbarm! — da machten wir's eine zeitlang damit, es blieb beim alten — dann wurde gebaut. Sie bekam einen Viehſtand zu ſehen im Lauf von zwanzig Jahren, wie hier herum keinen zweiten.

Sie kennt den alten Gaſtelmeier, hat ihn hier

dreißig Jahre jeden Morgen geſehen, hat geſehen, wie er es ſich ſauer werden ließ, hat dann ſpäter die Frau geſehen, wie ſie ſich plagen mußte.

Sie hat auch geſehen, daß die beiden Leute einen Sohn hatten, und wird gedacht haben: Der kann lachen, die beiden Alten arbeiten für ihn wie die Pferde, der ſitzt einmal warm hier. Aber proſt Mahlzeit! Der läßt den Alten jetzt wieder einmal im Stich."

Der Sohn hatte den Vater ruhig zu Ende ſprechen laſſen. Das war die Rede, die kam ſo oder ſo in allerlei Form jedesmal vor dem Abſchied, gerade als wenn der Vater ſie ſich ausgedacht und einſtudiert hätte. Immer fing er an, daß man meinen konnte, diesmal kommt er auf etwas anderes; — aber zuletzt da kam das „Proſt Mahlzeit" — das Ende — die Unzufriedenheit, der Stachel, der im Herzen ſaß.

Auf des Sohnes treuherzigem Geſicht lag ein Ausdruck der Niedergeſchlagenheit.

„'s iſt auch ſo gut, Onkel," ſagte das junge, blonde Frauenzimmer. „Er thut halt, was er mag — und daß er's thun kann, das habt doch Ihr gemacht!" Dabei legte ſie die Hand auf die

Schulter der Mutter, die, über ihren Strickstrumpf gebeugt, während der Rede des Vaters Thränen vergossen hatte.

„Du thust dir jetzt leicht, Onkel, wenn du glaubst, der Friedel könnte ebensogut hier bleiben wie dort, als wenn ein Mensch thun könnte, was er nicht will. — Dich hätten's seiner Zeit in München in die Akademie stecken sollen — Jesus!"

„O, du!" sagte der stramme Alte, — „Nickel, was weiß denn du!"

„Daß man seine Leut' in Ruh lassen soll — was kannst denn du jetzt machen? — Schimpfen? — Das wär net übel und die Frau zum Weinen bringen. — Und alles ist so weit gut. — Er macht sein' Sach' brav und was er wollte, hat er erreicht — gerad' wie du."

„So?" — der Alte schwieg und erwiderte nichts; er war aber nicht mehr schlecht gelaunt. Sie verstand es mit ihm. Er schaute auch mit einem Blick auf sie, als wollte er sagen: Laß nur, wann du so red'st laßt man sich's schon gefallen. — „Du Almkuh," sagte er.

„Die Weibsleut' in der Stadt, die könnten

mir paſſen," fuhr er fort. „O du grundgütiger Eſel!" Mit dieſen Worten faßte er ſeinen Sohn an beiden Schultern und ſchaute ihn mit den ſcharfen kriſtallhellen Augen an. „Ein junges Weib, das im Juni und Juli beim Kuß nicht nach Erdbeeren und Erdgeruch duftet, nach friſchem Laub und Heu — und Winters nicht nach Schnee und Luft und Kälte — — pfui Teufel — ſo ein, ſo ein muffiges, ungelüftetes Weib, das bring du mir einmal nicht! — Das wenigſtens nicht! — Da, ſchau ſie dir an — du Narr — ſo auf die Art!"

Er zeigte auf das Mädchen. Sie ſtand jetzt aufgerichtet vor dem Kaffeetiſch, groß und kräftig, roſig, blond und ruhig.

„Keinen Stadtſchmutzfink — keinen Stubenrauch, keinen ſolchen parfümierten Scharwenzel, wenn ich bitten darf."

„Du biſt ein ſchöner Burſch und die Mädel laufen dir nach, Junge — das thun ſie einmal nicht anders. Denk daran: ein Kuß der nach Erdbeeren ſchmeckt, nach Erdgeruch und Sonne und friſcher Luft — das iſt was der Alte von Liebesſachen verſteht." —

Der Sohn ſchaute lächelnd auf das Mädchen, das ſo gleichmütig daſtand und die Hand der Frau gefaßt hielt.

„Ja, ſieh ſie dir nur an,“ meinte der Alte.

Da lachte das Mädchen. „Friedel, nu ſchau, der möcht' mich dir anpreiſen! — Ja, du,“ wendete ſie ſich zu ihrem Onkel, „ſo eine Almkuh, wie du ſagſt, die iſt nicht jedermanns Geſchmack. Laß ihn nur — der geht ſeinen Weg auch ohne dich und ohne uns.“

Die Mutter war, während ihr Mann mit dem Jungen ſprach, den eigenen Gedanken gefolgt. Sie hatte gedacht, daß er in dieſem Zimmer geboren war, an die Jahre, während denen ſein Bett neben dem ihren geſtanden hatte. Sie empfand in der Erinnerung den weichen friſchen Körper und wie er zu ihr jeden Morgen ins Bett gekrochen war, wie ſie ganz eins ſich mit ihm gefühlt hatte, wie er ſie geliebt hatte, wie ſie ſein alles geweſen, — wie alles dahingeht.

Sie dachte daran, wie ſo nach und nach und doch faſt mit einemmal ſeine Schultern mager, ſeine Beine lang und dünn wurden, nur das Hälschen blieb weich wie ein Maulwurfsfellchen,

noch lange Zeit. Wie er ihr fremd wurde, auch nach und nach, und doch in der Erinnerung wie mit einemmal; wie ſie den geliebkoſten Körper gar nicht mehr kannte, gar keinen Teil mehr an ihm hatte, wie ſeine Augen ihr fremd wurden und auch ſein Herz.

Und wie er ganz aus dem Hauſe kam, nur hin und wieder heimkehrte, immer ein andrer mit neuen Erlebniſſen — immer derſelbe, ihr Friedel, ihr lieber kleiner Friedel, den ſie zaghaft an das Herz drückte. Sie wußte nicht mehr, was an ihm ihr eigen war und wußte nur das eine: ſie liebte ihn und hätte ihn mit Freuden überſchütten mögen. Sie war ſtolz auf ihn; aber was ihn ſo recht freute, ſo recht glücklich machte, das wußte ſie nicht und konnte es ſich nicht vorſtellen.

„Friedel," ſagte die Frau mit einer eigentümlich befangenen, faſt ſchüchternen Stimme, die mit ihrer kräftigen ſtarken Erſcheinung nicht in Einklang ſtand, „du gehſt deine eigenen Wege, Gott giebt ja manchen Menſchen eine Gabe, von der man nicht weiß, woher ſie gekommen iſt und wohin ſie geht. Die ſchönen Arbeiten, die du

mir in München gemacht, und all die Blättchen, die du früher zusammengekritzelt hast, hab' ich immer gut aufgehoben und meine Freud' dran g'habt; aber wenn es auch seine Richtigkeit hat", fuhr sie bewegt fort, „wie weit so einem Talent zu trauen ist, weiß man doch nicht.

Siehst du, wenn du einmal fühlen solltest, daß du dich trotz allem getäuscht hast, komm zurück — ohne Scham. Erinnerst du dich, wie du als kleiner Bub' dich auf der Tanne vor unsrem Hause verstiegen hattest und nicht weiter konntest und wie du nicht um Hilfe rufen wolltest und uns nach dir suchen ließest, bis der Vater dich endlich entdeckte und dich ganz armselig wie du warst, herunterholte?" —

So etwas Ähnliches sagte auch sie jedesmal beim Abschied.

„Mutter, bis jetzt, so Gott will, hab' ich mich nicht verstiegen," sagte er, und er gab ihr die kräftige Hand und küßte sie auf den Mund, und die Frau schlang die Arme ihm um die Schultern.

Der Vater trat an ihn heran und klopfte ihn auf den Rücken. „Laß ihn nun, Alte, 's ist

Zeit. Wir müſſen jetzt wieder allein miteinander auskommen.“

Anna war in ihren Pelz gekrochen und hatte den Kopf knapp mit einem weißen Tuch umhüllt. In ihrem Geſicht allein war keine Unruhe und Erregung zu bemerken. „Nun, Friedel, wären wir ſo weit, der Schlitten iſt vor der Thür und dein Koffer iſt auch ſchon aufgebunden,“ ſagte ſie.

„Dann geh. — Mach's gut,“ ſagte der Alte. Anna öffnete die Thüre und ging voraus. Es lag in dem Weſen des Mädchens etwas Beruhigendes und Wohlthuendes.

Sie trug ein altes Pelzchen mit dunkelviolettem Wollſtoff überzogen. Es ſah aus wie ein Erbſtück, das man ihr gegeben hatte, als ſie groß genug geweſen war, und in das ſie unbedenklich Winter für Winter ſchlüpfte, ohne irgendwelche andere Anforderungen an das Pelzchen zu ſtellen, als daß es ſeine Pflicht, ſie warm zu halten, erfüllte. Sie ſtieg in den Schlitten, während Friedel noch den letzten Händedruck mit den Eltern tauſchte.

Der alte Gaſtelmeier hielt ſeine Pfeife feſt zwiſchen den Zähnen, ſchüttelte den Kopf kaum

merklich und ſchaute dem Sohn ſcheinbar teilnahmlos nach.

Die Leute vom Hof ſtanden ebenfalls ruhig und ſchweigend.

Abſchied iſt immer eine böſe Sache.

In einem großen Bogen fuhr der Schlitten jetzt um die Dungſtatt und an dem mit mächtigen Eiszapfen behangenen ſtrohumbundenen Brunnen vorüber, auf deſſen Knauf mitten im Schnee ein Tannenbäumchen mit bunten Netzen, Roſen und Bändern behangen, geſteckt war, der einzige bunte Fleck rundum.

„Sieh, der Weihnachtsbaum," ſagte das Mädchen und berührte die Schulter des Gefährten. Er ſollte noch einen Blick darauf werfen.

Der alte Sepp vorn auf einem Heubund machte jetzt einen gewaltigen Buckel, ſchnalzte mit der Zunge, und wie ein Vogel fuhr der Schlitten die im Sonnenlicht leuchtende Schneebahn hinaus über die Hochebene hin.

In Rohrmoos ging ein jedes wieder an ſein Tagewerk.

Der Schlitten aber fuhr jetzt thalab unter einzelnſtehenden ſchneegebeugten Edeltannen hin,

zwiſchen den hohen weißen Dämmen, die der mächtige Schneebrecher von Rohrmoos aufgeſchichtet hatte.

Die knorrigen Latſchkiefern, das Unterholz, das Eichengeſtrüppe, die niedern Nadelbäumchen, waren ſo vergraben unter der ſchimmernden Laſt, daß man nicht ahnen konnte, was unter dem Schnee für ſonderbare Geſtalten ſteckten. Es war, als hockten überſchneite Bärenfamilien in den tollſten Sprüngen erfroren unter dem Schnee, oder närriſche Kerle, die miteinander ſchwatzten, zu einander gebeugt, oder tanzende Hexen, ſpringende Schweine, zuſammengekauerte Geſtalten aller Art. Eine ganze Rätſelwelt, von den weißen leuchtenden Maſſen überdeckt.

Die Luft war ſtill, kein Windchen regte ſich. Wenn der alte Sepp durch die heilige Stille die Peitſche ſchwang, rieſelte der Kriſtallſtaub von den Bäumen.

Der junge Mann ſaß ſchweigend und ruhig um ſich ſchauend in den Schlitten zurückgelehnt. Der Druck des Abſchiednehmens war von ihm gewichen und er ließ es ſich wohl ſein.

Das Stück Heimat, das da neben ihm ſaß,

ſchien weder hindernd noch quälend auf ſein Gemüt zu wirken.

Des Mädchens Blicke waren hin und wieder auf ihn gerichtet, aber nicht dringlich, nicht mit der Aufforderung, irgend etwas zu thun oder zu laſſen.

„Sieh, daß du deine Strümpf' ein biſſerl in Ordnung hältſt," ſagte ſie nach langem Schweigen.

„Wie denn in Ordnung?"

„Wirſt ſchon wiſſen, was ich meine." Sie lächelte gut und heiter. „Das ſtellt ſich ſo ein Menſch nicht vor, was für Not man mit ihm hat."

„Große Not!" ſagte er behaglich lachend. „Was du Not nennſt!"

Sie lächelte ein wenig traurig — wie in Gedanken.

Dann waren ſie wieder ſtill miteinander und der Schlitten flog immer weiter, weiter wie ein Vogel.

Sie war eine gute Begleiterin, ſie ſtörte ihn wirklich nicht, und er hatte nicht das Gefühl, ſie unterhalten zu müſſen.

Es giebt Leute, die das Leben ihres Neben-

menſchen als den Hauptſtrom betrachten und ſich ſelbſt nur als Bächlein, das dem Strome nichts entzieht, ſondern ihm ſeine eigenen Wellen leiſe, unmerklich zuträgt. Und ſo ein Strom bemerkt es kaum, verfolgt ſeinen Lauf gedankenlos weiter. Möglich, daß er, wenn die ſtillen Wellen, die ihn ſtärken, einmal ausbleiben, den Verluſt bemerken wird.

„Sag' einmal, Anne, du könnteſt doch bald einmal wieder in die Stadt kommen?"

„Ja, wie ſoll ich denn abkommen?" Und nach einer Pauſe fragte ſie weiter: „Aber du, mit deiner Wohnung, wie iſt denn das — gehſt du denn doch wieder in die alte?"

„Ich denk' ſchon."

„Nein, du mußt dir eine andere nehmen, ſei nicht ſo faul, Friedel. In der Salzſtraße ſtecken zu bleiben — wie kannſt du nur! Wie wir bei dir waren, verging mir Hören und Sehen!"

„Da ſollteſt du einmal nachts daſein. Das iſt, wenn man nicht wie ein Bär ſchläft, zum aus der Haut fahren. Mir, gottlob, macht's nichts — nur ein paarmal — da wurde ich aber

wütend. — Wie du gelacht haben würdeſt, wenn du mich hätteſt ſehen können! Stell dir vor, ich konnte nicht einſchlafen und hörte die ganze Geſchichte, alles, was ſie da treiben — was man ſonſt ſo verſchläft. — Ein ſolcher Bahnhof in der Nacht iſt die Hölle! — Stockdunkel — und aus der Dunkelheit Töne und ein Würgen und Arbeiten, ein Raſſeln und Wüten, Schreien und Pfeifen. Und in einem fort — in einem fort. Nie fängt's an und nie hört's auf. Sie werden nie fertig. Es hat ſo etwas Verzweifeltes — und immer wie in höchſter Not — die Rufe klingen wie Unglücksſchreie, das Raſſeln, als wenn etwas Entſetzliches geſchehen wäre. Das Puffen und Stoßen, als wenn etwas Lebendiges zerquetſcht würde. — Man ſtellt ſich die gräßlichſten Dinge vor und alles klingt wie ewige Aufregung, ewiges Überangeſtrengtſein — erbarmungslos und ſinnlos. Als wenn Wahnſinnige toben und ſchieben und poltern und puffen und heulen und ſchreien und brauſen und pfeifen. — Man kommt in eine Spannung, in eine Wut! Es iſt, als wenn man das fürchterlichſte Fieber hätte — und die draußen wüten fort — wüten fort ohne Ende. Jetzt

hat's geklappt, gerollt, gepufft, sich eingehängt, gerade als wenn's fertig und zufrieden wär — Gott bewahre — es geht von neuem los! — Da kommt wieder etwas Neues angewütet, angebraust, angeheult. Große Geschichte, dachte ich das erste Mal — das werden wir gleich haben — verstopfte mir die Ohren. Prost Mahlzeit! Und dann wie ein Narr wickelte ich mir die Hosen um den Kopf, so fest und so dick wie's ging. Wie ein Warenballen! Und heiß! Aber durch jede Ritze drang das Gewüte — scheußlich! Das war die erste Nacht — damals wollte ich natürlich gleich ausziehen; aber da lachte meine Hauswirtin und ihre Tochter, und beide sagten: ‚Ja, die erste Nacht! Das hat aber gar nichts auf sich. Wir haben uns ganz daran gewöhnt. Es ist noch besser als manches andre. — Und schließlich hört man's gar nicht mehr, da kömmt's einem vor wie die größte Stille'."

„Das war das lange Mädel, die das gesagt hat — die wir bei dir sahen?" fragte Anna.

„Jawohl, die Fanny."

„Und du bist geblieben?"

„Du weißt's ja."

„Und hast dann geschlafen?“

„Für gewöhnlich, ja. Manchmal nicht, dann hab' ich gehörig geflucht.“

„Aber bist geblieben?“

„Weshalb fragst du denn?“

„Ja, weil ich nicht begreife, wie man in einem solchen Höllenlärm bleiben kann, ohne Grund.“

„Der Grund war, daß ich faul bin. Außerdem thaten die Leute mir leid. — So fortgehen! — Und sie versorgten mich auch gut.“

„So! Du, sei nicht bös auf mich,“ sagte das Mädchen langsam und bedächtig und sah ihm gerade in die Augen. „Ist das lange Mädel dein Schatz?“

„Du bist einzig!“

„Weshalb nicht,“ sagte sie einfach. „Gefallen thät' sie mir nicht; aber Geheimnisse haben wir doch nie vor einander gehabt.“

„Übrigens ist sie nicht mein Schatz. Sie möchte wohl. — Weißt du, die Frauenzimmer. — Wenn ich dich und die Mutter nicht kennen würde . . . was man so von Frauenzimmern zu sehen bekommt — Gott weiß — wie soll ich sagen . . .“ Er schwieg und sie blickte mit Auf-

merkſamkeit auf ihn. „Weißt du, man ſagt doch ſo: das Weib ſoll rein ſein.“

„Ja, ſie ſollen alle gut ſein, die Weiber und die Männer — ſie ſollten — ſie ſind aber beide gute oder böſe Menſchen, oder reine oder ſchmutzige Menſchen — ſo.“

„Ja — na. — Was ſagſt du dazu, wenn ein junges Frauenzimmer einen anredet, wie ſoll ich ſagen ... als wenn ſie verliebt wäre — ſo — weißt du?“

„Wie denn, da wiſpert ſie dich auf der Straße an — oder wie?“

„Jawohl. Nennſt du das rein?“

„Wenn du ſo irgend etwas herausgreifſt — wie ſoll ich's da wiſſen. Da müßt' ich erſt das Mädel kennen und genau erfahren, wie es gekommen iſt, daß ſie dich ſo anſpricht. Sie thut es doch nicht ſo aus heiler Haut, wenn es auch ſo ausſieht, da iſt eine lange Geſchichte — vielleicht eine traurige Geſchichte. Aber zieh weg aus der Salzſtraße. Gar, wenn du weißt, daß das lange Mädel dein Schatz ſein möchte. Da blieb' ich doch nicht, wenn ich wüßte, ein Mann will mein Schatz ſein, und ich mag nicht. Schau, Ihr thut Euch leicht.“

Sie ſprach ruhig und gerade heraus.

„Ja, ja, 's iſt ſchon recht, ich zieh' aus,“ antwortete er und lachte gutmütig. „Wenn ich aber wirklich einmal einen Schatz habe, muß ich's dir doch ſagen.“

„Abgemacht.“

Er reichte ihr die breite feſte Hand hin.

„Und umgekehrt?“ fragte er.

Da ſchüttelte ſie den Kopf. „Beicht' du nur, von mir erfährſt du doch nichts.“

So fuhren ſie hin durch die ſchneeglitzernde Pracht.

„Höre, Anna, fühlſt du dich nicht verdammt einſam da oben?“

„Einſam kann man ſich überall fühlen. Weißt du, wenn man zufrieden iſt, fühlt man ſich nicht einſam.“

„Stimmt,“ ſagte er.

„Das aber könnteſt du thun, ſchreiben, wenn es dir gerade paßt — alles — auch das Kleinſte. Wir leben immer mit dir fort da oben, und die langen Abende — weißt du — die Mutter ſagt dann: Wo er wohl jetzt iſt, was er wohl thut? So etwas. Du mußt halt ſo ein biſſel

deutlicher ſchreiben und dabei an uns oben denken und an die ſtillen Abende auf Rohrmoos."

Er verſprach es.

„Du," ſagte ſie nach einer Weile. „Damals, wie wir bei dir in München waren, hat mir's nicht beſonders gefallen, wie die Männer mit den Frauen und Mädchen ſprechen."

„Wieſo denn?"

„Unnatürlich."

„So."

„Jawohl."

„Es iſt ſo etwas dabei, als wenn ſie einen nicht für voll anſähen."

„Thun ſie auch nicht."

„Und das ſagſt du ſo —"

„Kann ich was dafür?"

„Und dann wieder dieſe Höflichkeit und das Gethu — man kommt ſich ganz albern dabei vor. Ich hätt' ihnen ins Geſicht lachen können und ich hätte es ihnen auch ſagen mögen."

„Hätteſt du's doch gethan."

„Ja wie denn? Ich dachte immer, daß ſich die Mädchen nicht dagegen wehren! aber wie ſollten ſie denn? Eine allein? die hätten ſie

doch nur ausgelacht. — Du, lern's nur nicht etwa ſo."

„Sie wollen's ja aber."

„Ah, geh. Die dummſten Gänſ' vielleicht. Wegen denen müſſen wir andern doch net . . ."

„Das iſt nun einmal ſo," antwortete er wieder ruhig und behaglich.

„Du läßt dir auch ein biſſerl viel gefallen, dünkt mich," begann ſie nach einer Weile wieder.

„Oho," ſagte er.

„Ja, du biſt eben bequem."

„Du meinſt, ich hab' gern meine Ruh'? Stimmt — aber mit dem ‚Gefallenlaſſen', — nein, da irrſt du dich!"

„Mit deinem Namen das Gethu, das läßt du dir doch ruhig gefallen . . . ‚Baſtelmeier', weshalb nennen ſie dich denn ſo? und dann ‚Waſtelmeier' und ‚Büchſelmeier' und was alles hängen ſie dir an — und ‚Comme il faut-Meier' — ‚Speckmeier'!"

„So — na, große Geſchichte — das hat alles ſeine Bedeutung — was iſt da weiter — man muß Spaß verſtehen. Büchſelmeier, das kommt davon, du weißt ja — ich lieb' mein'

Sach' bei einander. Das Herumfahrenlaſſen, das kann ich nicht leiden. Ordnung muß ſein. Ich geb' zu, es giebt reichlich Büchſen und Büchſel bei mir und allerlei Dinge, die meines Dafürhaltens ein ordentlicher Menſch beſitzen muß. Auch die übrigen Namen haben alle ihre Geſchichte; aber weshalb denn nicht? — Speckmeier, zum Beiſpiel. Der Schlankeſte bin ich nicht — und wenn ſie's ausſprechen, was 'mal iſt, da kann ich nicht Lärm ſchlagen."

„Du biſt aber nicht fett," ſagte ſie.

Weißt du, die Raſſe iſt gut, die beiden Alten machen mir nicht gerade Furcht, einmal auseinander zu fließen; aber man merkt mir's ſchon an, daß ich net ſtürmiſch bin."

„Das biſt du nicht," beſtätigte ſie.

„Na, vielleicht 'mal in der Liebe — Herrgott noch einmal, bis jetzt bin ich ſoweit verſchont geblieben. Unberufen! Greulich, daß ein jeder es ausprobieren muß — alſo — abwarten."

Sie lächelte.

„Du kommſt mir oft jünger vor, als ich bin," ſagte ſie.

ſchwer daran — Abſchiedsſchmerz iſt keine leichte Sache. Das hätte ihr aber einer jetzt anſehen ſollen!

„Mit dir, du dummer Bub, werd' ich wohl fertig werden!“ ſagte ſie im ſchnellen Gehen vor ſich hin. „Wär' nicht übel.“ Und da klang ein Jodler durch die friſche Kälte in die Einſamkeit hinaus — ſo ein Jodler, der alles, was das eingeengte Menſchenherz beſchwert, wie auf großen Flügeln über die ſtillen Berge und Thäler trägt.

II.

Wir treffen den Friedel Gaſtelmeier in München wieder. Seinen Handkoffer hat er dem Portier auf dem Zentralbahnhof übergeben und jetzt ſchlendert er in die Stadt hinein. Es iſt bei ihm abgemachte Sache. Das alte Quartier in der Salzſtraße nimmt er nicht wieder — kehrt überhaupt gar nicht mehr dahin zurück. Weshalb ſoll er ſich der peinlichen Geſchichte ausſetzen, von den beiden Frauenzimmern ſich zu verabſchieden? Und fort muß er, da iſt nichts zu machen. Er hat's ihr verſprochen. Und wahrhaftig, ſie hat recht. Er hat ſich dort verhätſcheln laſſen, es iſt ihm vortrefflich ergangen — ſie haben ihm alles an den Augen abgeſehen. Er hat für die Bequemlichkeit den verfluchten Lärm in Kauf genommen — und noch etwas. Er war ſo ein ſchlauer Vogel geweſen, der es

verstanden hatte, die Lockspeise zu fressen, ohne sich in der Schlinge zu fangen.

„Na ja! Was soll man machen bei diesem Menschenhandel? Übers Ohr hauen, wie das bei jedem Handel üblich ist. Scheußlich, wie man in so etwas hineinkommt," philosophierte er und schlenderte weiter. „Na ja, entweder man läßt sich ausnützen oder man nützt aus. Es ist da gar nichts zu machen. — Und diesmal soll mich der Teufel holen, wenn ich irgendwohin gehe, wo eine Tochter im Haus ist. Aber wie sie das alles durchschaut hat, sie, die nie von da oben herabkommt. In Liebessachen haben die Weiber Eingebungen."

So kam er in Café Luitpold an, hatte vorher noch einen Dienstmann in die Salzstraße geschickt, um die übrigen Sachen holen zu lassen, die er als vorsichtiger Mann wohlverpackt hinterlassen hatte. Im Café Luitpold wurde er an seinem Stammtisch von einigen Kollegen begrüßt.

„Speckmeier! Comme il faut-Meier! Büchselmeier, grüß Gott!"

„Da wären wir wieder." Damit rückte er seinen Stuhl und faßte wohlgemut Posto.

Er ſtand trotz „Speck- und Büchſelmeier“ in gutem Anſehen bei ſeinen Kameraden, die ihn für einen tüchtigen Kerl in jeder Beziehung hielten, und ſeine kleinen Eigenheiten waren auch ein Vorzug, beſonders weil er durchaus Spaß verſtand. Er war ein prächtiger Kerl, darin ſtimmten ſie alle überein. Für einen Künſtler etwas pedantiſch, daher „Büchſelmeier“, aber gegen ſeine Künſtlerſchaft war eigentlich nichts einzuwenden. Er arbeitete ſimpel vor ſich hin, ohne viel Aufhebens. — Und was er fertig brachte, hatte auch ſo etwas Simples, Gutes. Er war Landſchafter, malte fleißig und verkaufte ſogar, und das will viel ſagen.

Nur in einem, da verſtand er keinen Spaß. Friedrich Gaſtelmeier, der brave Burſche, hatte mit ſeinen achtundzwanzig Jahren es zu einer behaglichen Körperfülle gebracht — das war Thatſache, damit hatte er ſich abgefunden. Er fand auch, daß dieſe Fülle ihn nicht übel kleidete, und hatte recht; aber eine andre Thatſache die nahm er nicht ſo kühl und einfach hin, es hatte ſich bei ihm frühzeitig ein ganz- anſehnliches Gläßchen eingeſtellt. Davon wollte er nichts

wiſſen. Er gebrauchte allerhand Haarmittel. Man erzählte ſich, daß er auch ſchon bei einem Haardoktor geweſen ſei — alles vergeblich; die Fläſchchen, die ſeine Haarmittel enthielten, ſtanden jedoch nicht mit den übrigen auf ſeinem Waſchtiſch aufgepflanzt. Er hielt ſie verſchloſſen, denn er ſchämte ſich ihrer. Was mit dem Glätzchen zuſammenhing, war ſein wunder Punkt. Das hatten die Kollegen längſt weg, denn ſie hatten einſt auch begonnen, das Glätzchen ſpaßhaft zu nehmen, waren aber bei Freund Gaſtelmeier übel angekommen, der ſein Glätzchen verteidigte wie eine Löwin ihr Junges. Es war in dieſer Beziehung die größte Vorſicht geboten.

Und ſie waren vorſichtig, nachdem ſie in ſeinen Seelenzuſtand Einblick genommen hatten. Dieſen guten Menſchen zu kränken, kam ihnen nicht bei, und ſie machten unter der Hand Fremde, die in ihrem Kreiſe auftauchten, auf Gaſtelmeiers Eigentümlichkeit aufmerkſam, um ſeine empfindliche Herzensſtelle vor unberufenen Fingern zu behüten. Dem kleinen Gaſtelmeier erging es allenthalben gut, denn er war gern geſehen.

Heute teilte er ſeinen Kollegen mit, daß er

nicht in sein altes Quartier zurückkehren werde, bat zu gleicher Zeit die Kellnerin um die „Neuesten Nachrichten" und war bald in die Inserate vertieft.

„Büchselmeier, aber nun suche dir die Bude einmal möglichst nahe bei deinem Atelier, sei so gut. Das ist ja ein Unsinn, wie du dir die Sache eingerichtet hast," sagte einer. „Also Schelling- — Barer- — Blütenstraße — so etwas."

„Gieb einmal her." Gastelmeiers Gegenüber streckte die Hand nach der Zeitung aus und nahm sie an sich. „So, jetzt paß auf. Werden wir gleich haben."

Inzwischen nahm Gastelmeier die Einladung eines seiner Kollegen, bis sich etwas Passendes gefunden, bei ihm auf der Stube zu wohnen, dankend an.

Sie suchten jetzt in den Inseraten und es fand sich etwas.

„Da gehst du hin — zuallererst. — Hör' mal: ‚Zu vermieten!' — also: ‚Es wird vermietet' — noch einmal! Unpraktische Leute! — Also: ‚Es wird vermietet — ein Zimmer. Südseite, auf längere oder auch kürzere Zeit, nach Belieben. Schaut ganz ins Grüne' — in dieser

Jahreszeit nicht übel — ‚ist originell möbliert'. — Weiter: ‚Preis nach den Verhältnissen des Mieters'. Was sagst du dazu? Sollte man es nicht mit dieser komischen Heiligen versuchen — riesig unpraktisch!"

„Das hat eine alte poetische Jungfer geschrieben," sagte Büchselmeier. „Da wäre man ja auch vor einer Tochter sicher."

„Möglich," sagte einer.

„Na, wollen sehen," meinte Gastelmeier. Und so ging er noch diesen Tag in der letzten hellen Nachmittagsstunde in die Blütenstraße, um besagtes Zimmer in Augenschein zu nehmen.

Drei Treppen hoch stieg er im Rückgebäude, das frei und luftig in einem Garten lag.

„Drei Treppen — Rückgebäude — na" — brummte er zweifelhaft. Das war nicht so ganz, was er wollte, aber still, ja das schien es zu sein. Etwas steile Stufen. — In der Stadt liebte er seine Bequemlichkeit. Es waren im Haus meist Ateliers, nur im dritten Stock schien eine Familienwohnung zu sein. Da ließ sich vielleicht mit der Zeit etwas machen. Er könnte auch sein Atelier hierher verlegen. „Wollen

ſehen.“ So ſtieg er Stufe für Stufe gemächlich hinan und ſchellte endlich. Es war eine Klingel, die kaum einen Laut von ſich gab, als wäre ſie heiſer oder als hätte man ihr etwas umgewickelt, um ihren Klang zu dämpfen.

Dieſer Umſtand fiel Gaſtelmeier auf, beſonders da er dreimal ſich bemerklich zu machen ſuchte — ohne Erfolg.

„Schließlich liegt da wer krank. Proſt Mahlzeit! Mach, daß du fortkommſt, Alter. Sonderbares Volk — erſt ein Inſerat, darauf umwickeln ſie das Läutwerk. Dös is nix.“

Mit dieſer tiefſinnigen Bemerkung wollte er eben ſich anſchicken, die Treppe unverrichteter Sache wieder hinabzuſteigen, da that ſich ganz unvermutet die Thüre auf und eine ſchmächtige Perſon in mittleren Jahren, mit unruhigen Augen, in einem ſchwarzen engen Gewand, ſtand vor ihm.

„Was wünſchen Sie, mein Herr,“ ſagte ſie auf eine Weiſe, der er im ſtillen die Bezeichnung „madamig“ gab. Trotzdem ſie eng und ſchmächtig gekleidet war, ſah er ſie im Geiſte vor ſich in weiter Krinoline mit einem Kleide, das aus lauter

Garnierungen bestand, einem hohen Federhut mit Fächer und einem türkischen Shawl.

Eine so gekleidete gezierte Dame hatte er als Kind in einem Bilderbuche kennen gelernt, und die Stallmagd hatte ihm gesagt, daß das eine „Madame“ sei. Seitdem wußte er, was eine „Madame“ war — und die da vor ihm stand, war eine „Madame“. Das stand fest.

Sie hatte übrigens ein eigentümlich vergeistertes, wenn nicht gar vergeistigtes Gesicht und sah gescheit und aufgeregt aus.

‚Diese Person kocht schlecht,‘ dachte Speckmeier, ‚und nährt sich schlecht. Das werden die alten Fräulein wohl so an sich haben.‘

„Mein Fräulein, Sie haben ein Inserat . . .“

„Jawohl, mein Herr,“ unterbrach sie ihn mit Grandezza. „Bitte, treten Sie ein.“

„Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr Läutwerk nicht in Ordnung ist. Da Sie Mieter erwarten, scheint mir das nicht ganz praktisch zu sein,“ sagte er, während er der Dame durch einen dunkeln Korridor folgte, und bekam zur Antwort, daß es allerdings in Ordnung sei.

„Wir dämpfen die Glocke etwas ab," sagte die Dame. „Das Leben bringt genug Lärm und Unruhe mit sich."

„So," sagte Gastelmeier und dachte bei sich: ‚Was hat denn so ein altes Fräulein unter Lärm und Unruhe zu leiden, wenn es im Garten, dritten Stock im Hinterhaus, wohnt, und nicht einen Rangierbahnhof gegenüber hat.'

Die unruhigen großen Augen der Dame aber sprachen auch nicht von Ruhe und Behagen.

‚So ältliche Fräulein, die machen immer Geschichten und geben keine Ruhe und könnten es so gut haben,' philosophierte er weiter in dem Thema, über das er nicht viel Erfahrung besaß. Bisher hatte er sich um ältliche Fräulein herzlich wenig Sorge gemacht.

„Bitte treten Sie ein, das ist das Zimmer."

Er war bereit, einzutreten; aber die Thüre zeigte sich verschlossen.

„Herrgott, wer wird nun den Schlüssel haben!" sagte die Dame ziemlich fassungslos, als wenn dieser Schlüssel unwiederbringlich in einen Abgrund gestürzt wäre.

„Emil," rief sie laut und so, als hätte sie

ſchon hunderttauſendmal auf die gleiche Art „Emil“ gerufen.

‚Sie hat einen Emil,‘ dachte Gaſtelmeier ohne weitere Kritik.

Aber Emil kam nicht.

„Bitte,“ ſagte die Dame wieder ſehr fein, und diesmal ſollte es bedeuten, daß er etwas zu warten habe.

Sie verſchwand in der gegenüberliegenden Thüre und kam eine geraume Weile nicht wieder. Endlich öffnete ſich dieſelbe Thüre, der vergeiſtigte Kopf kam zum Vorſchein — und: „Bitte,“ ſagte die Dame ſo ausdrucksvoll, daß Gaſtelmeier nicht in Zweifel war, daß er in die eben geöffnete Thüre einzutreten habe.

In dem Zimmer ſaß Emil, ein dicker Burſche von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren; nachläſſig hockte er auf einem alten Lehnſtuhl und hielt die Zeitung in die Hand.

„Emil, beſinn dich doch!“ ſagte die Dame ganz verängſtigt und erregt.

Emil hatte ſich bei dem Eintreten des Fremden erhoben.

„Mama," sagte er, „den hast du — da weiß ich nix."

‚Mama' — das verwunderte Gastelmeier doch einigermaßen. Diese Unbefangenheit des alten Fräuleins!

Der dicke blonde Knabe ließ sich, nachdem er seiner Meinung nach genug gestanden hatte, seufzend wieder nieder und sagte: „Erwin oder Olly könnten ihn auch etwa haben."

‚Auch noch einen Erwin und eine Olly!'

Schließlich kam es Gastelmeier vor, als wenn es mit dem alten Fräulein eine noch nicht völlig ausgemachte Sache sei. Weshalb sollten es nicht auch ganz geordnete Verhältnisse sein, in die er da geraten war; was man so geordnete Verhältnisse in einem gewissen Sinne nennt.

Die Dame aber bekam deshalb nichts Frauenhafteres für ihn. Sie fuhr immer noch herum und suchte nach dem Schlüssel, zog Schubfächer auf, in denen es nicht besonders einladend aussah.

Aus einer Kommode hingen einige Bänder heraus und ein wirrer Klumpen, den allerhand Fäden und Schnürchen und Läppchen und Schnitzel gebildet hatten. Gewiß ein sehr nützlicher Klumpen,

denn es war so ziemlich alles darin zu finden, was ein Frauenzimmer zu Flickereien brauchen konnte. Gastelmeier vertiefte sich in diesen Anblick und dachte dabei an das Heiligtum, das seiner Mutter Nähwerkzeuge und Materialien miteinander darstellten, und es wurde ihm klar, daß das bewußte Inserat in den „Neuesten Nachrichten" nicht das rechte für ihn sei.

Doch als er sagen wollte, daß sich die gnädige Frau nicht weiter bemühen solle, er käme ein andermal wieder, da fand sich der Schlüssel. Sie hatte ihn in der Tasche. „Siehst du," sagte Emil, der in aller Gemütlichkeit sitzen geblieben war, weise, während seine Mutter zum größten Ärger Gastelmeiers der Schlüsseljagd oblag.

‚Schöne Zucht das,' dachte er.

„Das ist das Leben!" sagte sie. „Sie werden es auch noch kennen lernen, Herr . . ."

„Gastelmeier, mein Name ist Gastelmeier. Verzeihen gnädige Frau, daß ich versäumte . . ."

„Sie sind Geschäftsmann?" fragte die Dame.

„Kunstmaler, wie wir hier in München so schön sagen."

Ein „Bravo!" war ihre Antwort.

‚Das scheint ihr besondere Freude zu machen,‘ dachte er.

„Nun kommen Sie — bitte.“

Jetzt wurde das Zimmer wirklich gezeigt und es war, mit seinem Blick in einen Garten, nicht übel. Südseite allerdings nicht. Es lag nach Westen. Originell eingerichtet, wie es im Inserat hieß: das stimmte. Es war etwas Angenehmes in dem Raum zu spüren, etwas, das auf verfeinerten Lebensgenuß hindeutete. Da hing allerhand und lag allerhand, was in gewöhnlichen „möblierten Zimmern“ nicht hängt und liegt. Die Möbel standen so gewissermaßen unternehmend da, meist an Stellen, die wahrhaft kühn gewählt waren. Das Zimmer hatte das, was Gastelmeier in seinem Atelier gern zu stande gebracht hätte, was ihm aber nie geglückt war und was er als vernünftiger Mann längst aufgegeben hatte.

Aber er war sich seiner Sache ganz sicher. Hier blieb er nicht. Die Leute waren ihm nicht behaglich. Eine Frau darf nicht wie ein altes Fräulein aussehen, war seine Ansicht. Eine Frau muß gemütlich aussehen. Man muß sich bei ihrem Anblick allerlei Angenehmes, Seelenbe-

ruhigendes vorstellen können, gut zubereitete Lieblingsspeisen, einen appetitlichen Wäscheschrank, liebevoll sauber gehaltene Betten, ungezählte Gutenachtküsse, die sie ihren Kindern gegeben und von ihnen bekommen hat, so viel Pflege und Liebe, die sie ihr Lebtag ausgeteilt hat: das muß alles so von ihr ausstrahlen, wie das Licht vom Monde. Er dachte an seine Mutter, an die einfache Frau.

In seiner Kindheit hatte er das Gefühl gehabt, als hätten die Mütter und der brennende Christbaum etwas gemein miteinander. Und das hatte er nicht vergessen. Von einer Frau verlangte er — was er selbst nicht in Worte fassen konnte, was ihm aber im Gefühl fest und klar lag. Er, der simple Mensch, war ein Schwärmer in Bezug auf die Frauen und war darum immer enttäuscht von ihnen.

Er hatte sich länger im Zimmer verweilt, als es unbedingt nötig gewesen wäre, entschuldigte sich, machte einige nichtssagende, unbestimmte Redensarten und empfahl sich. Ehe er die Thüre hinter sich schloß, fragte er noch nach dem Preis der Wohnung und wußte selbst nicht, weshalb er

das that, denn er war fest entschlossen, nicht zurückzukommen.

„Den Preis?“ Die unruhigen Augen sahen ihn fragend an, als wollten sie diesen Preis von ihm selbst erfahren. „Da hab' ich wirklich noch nicht nachgedacht. Ja, ich weiß nicht, die Stube ist hübsch, — was giebt man denn so?“

Sie sprach wie von etwas, was sie gar nichts anging und unter ihrer Würde lag. Er lächelte und sagte: „Na, ich denke, das wird sich schon finden.“

Die Thür schloß sich und er hörte noch, wie die seltsame Vermieterin nach „Emil“ rief.

‚Der wird hören!‘ dachte Gastelmeier — ‚diesen dicken bequemen Frosch haben Sie sich nett gezogen, verehrte Dame.‘ Er stieg die Treppe weiter hinab. Jede Etage hatte eine Thüre, von der aus drei schmale Stufen direkt auf die Haupttreppe mündeten. In der ersten Etage ging es hinter dieser Thüre sehr munter zu. Lachende Mädchenstimmen.

‚Auch ein Atelier,‘ denkt Gastelmeier und steht gerade vor der Thüre.

Die thut sich auf — und Gastelmeier weiß nicht wie ihm geschieht.

‚Auch ein Atelier,‘ war für eine Weile sein letzter klarer Gedanke gewesen. Etwas ist aus der Thüre gestürzt, die Stufen herabgestolpert, über ihn hingefallen. Er hat sich kaum auf den Beinen halten können, ist gegen das Geländer gepreßt, ein paar Stufen hinabgewankt mitsamt seiner Last, die auf ihn gefallen ist.

„Tante Rebella, Tante Rebella, ums Himmels willen!“ ruft es aus verschiedenen Kehlen. Köpfe zeigen sich an der Thüre. Jetzt kann Gastelmeier auch wieder um sich schauen. Er ist nicht mehr beschwert. Neben ihm steht ein Mädchen, das aus dunkeln Augen ihn entsetzt anstarrt. Sie steht noch nicht wieder fest auf den Füßen — der eine hat sich ihr im Kleide verwickelt und sie hat ihn noch nicht wieder freibekommen. Aber in ihrer Rechten hoch erhoben hält sie eine große Palette voller Farben, von der im Fall ein Stück abgebrochen ist mitsamt den Farben — und das Stück liegt oder klebt vielmehr auf Gastelmeiers Schulter. Auch hat die Palette seine Wange gestreift.

„Mein Gott,“ sagt das Mädchen. Thränen stehen ihr in den Augen. Sie ist dunkelrot vor Schreck.

Eins der Mädel kommt jetzt aus der Thüre und nimmt ihr die Palette aus der Hand.

„Tante Rebella hat sich doch nichts gethan!“ rufen die andern.

„I bewahre,“ sagt das Mädel, die ihr die Palette abgenommen und die Kameradin auf die Füße gebracht hat.

Gastelmeier hat seine fünf Sinne noch nicht wieder recht beisammen — auch er fühlt sich, gottlob, trotz aller Verwirrung unzerbrochen.

„Das war nun so ein Eisenbahnzusammenstoß, mein Fräulein. Aber mir scheint wir sind mit heiler Haut davongekommen.“

„Ja, wir,“ meinte das junge Mädchen zaghaft, aber Ihr Rock. Sehen Sie nur,“ — dabei zeigte sie mit bedenklichem Ausdruck auf das abgebrochene Stück Palette, das noch auf Gastelmeiers Schulter klebte, und entfernte es vorsichtig mit spitzen Fingern.

„Ich glaube,“ sagte sie, „Sie müssen zu uns mit hinaufkommen, die Flecken werden Ihnen dann ganz gut abgewaschen.“

„Das Gescheiteste wär' es,“ sagte eine von den Malerinnen, die da herumstanden.

Und ſo ſtiegen ſie miteinander die ſteilen Stufen hinauf, die Gaſtelmeier eben feſt entſchloſſen geweſen war, nicht wieder zu erſteigen.

Sie ſchwiegen beide.

‚Rebella heißt ſie,‘ dachte er, ‚alſo die Olly iſt's nicht — die Schweſter von Emil. Alſo auch eine Rebella giebt's da oben!‘ Denn daß ſie zu der Inſeratenfamilie gehörte, war ihm eine ausgemachte Sache. Sie ſtanden jetzt vor der Thüre, die ſich vor kurzem hinter Gaſtelmeier geſchloſſen hatte, und Rebella bearbeitete dieſe Thüre energiſch mit einer zarten, aber feſten kleinen Fauſt. „Mama liebt die Klingelei nicht,“ ſagte ſie zur Erklärung.

Das wußte er bereits.

Jetzt hatte er aber Muße, die kleine Hexe zu betrachten; weder Mama noch Emil erſchienen, und die Trommelverſuche wurden eine geraume Zeit lang fortgeſetzt.

Rebella war eine liebliche und zugleich eigentümliche Erſcheinung. Blütenjung — zierlich — faſt ſchmächtig — ein feines blaſſes Geſicht, dunkles lockiges Haar, das nachläſſig in einen Knoten geſchlungen war, und dunkle, heiße lebhafte

Augen, ſie erinnerten ihn ein wenig an die der Mutter — deren Augen aber waren blau und nicht warm, nur unruhig. Ihre Geſichtsform fiel ihm beſonders auf. Breite Stirn und dazu ein zierliches ausgeprägtes Kinn, — ſo daß die Konturen ſich von der Stirn gegen das Kinn hin ſchnell rundeten.

Ein Goetheſcher Vers fiel ihm ein:

Voll Locken kraus ein Haupt ſo rund.

‚Der alte Goethe hat für alles geſorgt, auch für dieſen kleinen Balg.‘

Er kannte auch die Fortſetzung des Verſes, denn er ſtand mit ſeinem Goethe auf einem guten Fuß; aber hier wendete er ſeine Kenntnis nicht weiter an. Sie war ihm zu unfriſiert, und außerdem hatten ihre Löckchen mit der Palette nähere Bekanntſchaft gemacht. Oben auf dem Scheitel waren ſie ihr farbig zuſammengeklebt, zwar nur ein paar Flöckchen — und an der zierlichen Naſenſpitze ſaß ihr ein gelber Fleck, als hätte ſie unvorſichtig an einer Lilie gerochen. Er fühlte ſich gewiſſermaßen gezwungen, die kleine Schweigſame aufmerkſam zu betrachten, nicht nur weil er müßig daſtand. Sie hatte etwas nicht Alltäg-

liches, etwas Überraſchendes, gehörte zu den Raſſemenſchen mit den beweglichen Naſenflügeln, den elaſtiſchen Muskeln, dem zarten feſten Knochenbau.

Die Thüre wurde geöffnet, natürlich von Madame, nicht von Emil, der ſaß jedenfalls über ſeiner Zeitung.

„Mein Gott, laßt ihr mich lange klopfen," ſagte das Mädchen mit etwas erregter Stimme.

„Und Sie, mein Herr?" fragte die Öffnende.

„Ich hatte das Glück, von Ihrer Fräulein Tochter die Treppe hinabgeworfen zu werden."

Ein unruhiger, vollkommen faſſungsloſer Blick heftete ſich auf die Tochter.

„Olly!"

Alſo war es doch Olly!

„Ja," ſagte ſie, „ich bin auf dem Treppenabſatz vor der Thüre hinuntergeſtolpert und habe ihn mit hinabgeriſſen."

„Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau, es iſt ihr nichts geſchehen. Sie hat den Moment ſehr klug gewählt."

„Ja, aber der Herr iſt mit Farbe vollgeſchmiert und die Palette iſt mir zerbrochen."

Dieſe beiden Unglücksfälle berichtete das

Mädchen auf eine trockene ſachgemäße Weiſe, ſo daß Gaſtelmeier, der einigermaßen empfindlicher Natur war, ſich nicht beſonders geſchmeichelt fühlte.

Der Herr iſt vollgeſchmiert, die Palette zerbrochen. Das ärgerte ihn wirklich.

Jetzt ſagte die Dame, daß dieſer Vorfall kein gutes Zeichen ſei für die Mieter eines Zimmers.

„Oho," meinte Gaſtelmeier.

„Sie haben das Zimmer gemietet?" ſagte das junge Mädchen wieder trocken. „So, dann wundert mich nichts, bei uns gehts immer ſchief."

„Emil!" rief ſie jetzt — und o Wunder, Emil kam auf den erſten Ruf.

„Führe den Herrn in ſein Zimmer und bringe dann alles, um die Ölflecken auszuwaſchen." Auf Emils verwunderte Augen hin berichtete das junge Mädchen mit Gleichgültigkeit den Vorfall noch einmal in aller Kürze.

‚In ſein Zimmer' — hatte ſie geſagt. Sie hielt ihn alſo ſchon für den rechtmäßigen Eigentümer. Höchſt unangenehm. Emil, der dicke Burſche, flüſterte ihr etwas zu und kicherte dabei wie ein Schulbube, der heimlich einen Streich erzählt.

„So", ſagte das Mädchen und wendete ſich

an Gastelmeier. „Das war also ein Mißverständnis; ich glaubte, Sie wären der Mieter unsres Zimmers. Verzeihung.“

Sie sah ihn mit den dunkeln großen Augen einfach und vornehm an, daß es ihm nicht recht geheuer zu Mute wurde und er nicht wußte, was er des Zimmers wegen sagen sollte. Und es war ihm, als wenn der Teufel seine Zunge einstweilen in Beschlag genommen hätte, als wenn sie ganz ohne sein eigenes Dazuthun die bedenkliche Unterhaltung führte.

„Doch, mein Fräulein,“ sagte seine Zunge aus eigenem Antrieb, „es war allerdings mein Vorhaben, das Zimmer zu mieten, wenn sie keinen besseren Mieter dafür wissen.“

Ohne sein eigenes Zuthun drückte sich diese Zunge sehr fad und vorlaut aus, kam ihm zuvor und hatte ihn nun gehörig hineingeritten. Das war ja so gut wie gemietet. Teufel auch!

Jetzt standen sie in „seinem“ Zimmer. Emil kam mit einem alten Brötchen und einer Flasche Terpentin, die Mutter war nach einem Lappen fortgestürzt und nach geraumer Zeit waren die drei Personen, die Mutter, Emil und Olly, ge-

nannt Tante Rebella, mit ſeiner Perſon und ihren Flecken beſchäftigt.

„Ruhig Blut,“ ſagte Emil einmal übers andre. „Erſt mit dem alten Brötchen ordentlich abſchaben und trocken reiben, dann erſt mit dem Lappen, ſonſt verſchmiert ihr's.“

Er machte bei dieſer Prozedur einen recht vertrauenerweckenden Eindruck. „Ruhig Blut, ruhig Blut!“ aber mußte er einmal übers andre ſagen, denn dem Temperament der beiden Damen ſchien das Terpentinöl und der Lappen weit mehr zuzuſagen als das trockene Brötchen. Während dieſer Prozedur fühlte ſich Gaſtelmeier immer mehr und mehr zur Familie gehörig. Er erfuhr ihren Namen. Sie hießen Kovalski. Das heißt: Frau und Tochter und Emilie hießen ſo, der Sohn aus erſter Ehe trug den Namen Oel. Der zweite Gatte der Dame war ein polniſcher Maler geweſen, der kurz nach der Geburt des dicken Emil das Zeitliche geſegnet hatte. Olly war zwanzig und der Jüngſte wurde ſiebzehn.

Gaſtelmeier mußte ſogar den Rock ausziehen, weil Emil verſicherte, anders wäre es gar nicht möglich.

„Gnädige Frau," unterbrach jener das eifrige Treiben. „Nun erbarmen Sie sich auch der Haare und des Näschens Ihrer Fräulein Tochter."

Mit demselben Lappen wie er wurde nun auch die Übelthäterin gerieben und geputzt. Und die Verbindung zwischen Gastelmeier und Kovalskis ward immer enger. Es schien in Bezug auf das Zimmer anständigerweise gar nicht mehr zu entrinnen möglich zu sein.

„Verzeihen Sie," sagte Gastelmeier zu Fräulein Olly, während er von Emils kurzen derben Fäusten bearbeitet wurde. „Als wir auf dem Treppenabsatz vorhin vom Schicksal durcheinander geschüttelt wurden," — seine Zunge, so kam es ihm vor, sprach immer noch aus eigenem Antriebe — „rief man Sie Rebella und wenn ich nicht irre, Tante Rebella?"

Da hielt Emil plötzlich mit dem Reiben inne, schlug sich mit der Hand auf seinen kleinen fetten Schenkel und rief im schnellsten Tempo: „Verflucht! verflucht! verflucht!" als ob er sich außerordentlich amüsiere.

Gastelmeier sah sich erstaunt nach dem Gefühlsausbruch hinter seiner Schulter um und

blickte in ein Geſicht, das einem wohlgenährten kleinen Faun anzugehören ſchien.

„Weshalb amüſieren Sie ſich denn ſo?“ fragte er den ausgelaſſenen Jüngling. Es wurde ihm unter Emils Händen unbehaglich.

„Ich dachte mir nur ſo,“ antwortete Emil und ſah unglaublich ſpöttiſch aus.

„Das iſt einmal Emils Art ſo,“ ſagte reſigniert die Mutter.

‚Eine ſonderbare Art,‘ dachte Gaſtelmeier.

„Emil,“ ſagte das junge Mädchen, „ſei nicht albern und betrag’ dich vernünftig.“

„Betrag’ du dich,“ war die Antwort.

„Du haſt wieder ſo ein Geſicht gemacht, daß man glaubt, du mokierſt dich über die ganze Welt,“ fuhr ſie fort, ohne ſich im geringſten um die Anweſenheit des Mieters zu kümmern. „Du wirſt einmal von irgend wem eine Ohrfeige bekommen.“

„So,“ war die gemütliche Antwort.

„Noch viel ſchlimmer,“ ſagte ſie, „die Menſchen werden dich nicht leiden können.“

„Die Menſchen? Pfeif’ ich drauf!“

„Du ſagſt mir, weshalb du das Geſicht gemacht haſt.“

„Eben ſo.“

„Nein, ich will's wiſſen.“ Sie ſprach feſt und ruhig. „Glaubſt du, ich laſſe mir irgend etwas bieten? — Du?!“

„Einfach — ich ſtellte mir vor, wer in unſerm Haus iſt oder bleibt, wird mit der Zeit ſchon erfahren, weshalb du Tante Rebella genannt wirſt.“

„Weiter war's wieder nichts?“ fragte ſie ruhig.

„Nein.“

„Tant de bruit pour une omelette,“ ſagte ſie auf eine vornehm kühle Weiſe.

‚Sonderbar,‘ dachte Gaſtelmeier, ‚daß bei dieſem energiſchen Verfahren der eigentümliche Jüngling ſeine Eigenheiten ſo gut konſervieren konnte.‘

Zur Erklärung dieſes Umſtandes erfuhr er bald darauf, daß Rebella zwei Jahre bei einer Tante verlebt hatte und ſeit kurzem zurückgekehrt ſei. Während ihrer Abweſenheit war Emil ins Kraut geſchoſſen.

Gaſtelmeier lernte auch noch in dieſer Stunde Erwin kennen, den Sohn aus der Oelſchen Ehe. Dieſer ſtellte ſich ihm als Schriftſteller vor und

er stellte sich nicht nur vor, sondern produzierte sich gewissermaßen damit, daß er vor seinem Eintritt ins Zimmer laut nach Olly und Mama rief, und gleich darauf, ohne deren Antwort abzuwarten, in die Thüre polterte: „Da haben wir die Bescherung, hat mir auch dieser Esel den Roman zurückgeschickt — hab' ich's nicht gesagt? Aber da hieß es immer: Schick' nur — schick' nur —"

Nach diesem Monolog trat ein langer sparriger Mensch von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, aufgeregt, rot im Gesicht, ins Zimmer, sah einen Fremden, war außerordentlich verblüfft, sah seine Mutter, die ein wahrhaft tragisches Gesicht aufgesetzt hatte und bleich und nervös sich auf einen Stuhl niederließ.

Emils altkluges: „Verflucht! — verflucht! — verflucht!" ertönte.

„Um Gottes willen, Erwin, quäl' dich nicht so," sagte die Dame in nervöser Erregung und fügte noch allerlei hinzu, ohne so recht selbst zu wissen, was sie sprach, entschuldigte sich vor Gastelmeier und stellte diesem schließlich ihren Sohn vor, der weise in Gegenwart des Fremden seinen Ärger zu unterdrücken suchte.

Er hatte einen gut geschnittenen Kopf, war völlig bartlos, hatte ein stark vorgeschobenes Kinn, so daß die Lippen seines kleinen Mundes wie gespannt zwischen Wangen und Kinn lagen. Seine Bewegungen waren eckig und hastig. „So geht's mein Herr," sagte er in scherzhaftem Ton. „Sie haben soeben den Dichter auf dornenvollem Pfad gesehen. Er hat auch seine guten Stunden."

Das kam etwas geschraubt heraus, als sagte es ein schon berühmter Mensch.

Gastelmeier war jetzt so weit wieder äußerlich hergestellt, daß er dieser gewaltsam unterdrückten Familienszene entfliehen konnte; aber mit dem Bewußtsein, unabweisbar der rechtmäßige Herr des „originell möblierten Zimmers" geworden zu sein.

Die Mutter des geprüften Schriftstellers befand sich in hochgradiger Aufregung. Mit schwacher Stimme wandte sie sich an den sich Empfehlenden:

„Mein Herr, glauben Sie mir, Mutter von drei Kunstbeflissenen zu sein, ist keine Kleinigkeit. Dazu gehören Nerven — Nerven — und wieder Nerven —"

„Mami," sagte das junge Mädchen, welches bisher scheinbar teilnahmlos dem ganzen Vorgang

gefolgt war: „Ihr erwartet eben alle zu viel. Arbeiten auf Tod und Leben. — Das ist's — weiter nichts fürs erste," und die dunkeln Augen leuchteten von einem innern Feuer. Gastelmeier blickte gespannt auf das Mädchen. Sie war in diesem Augenblick voll Schönheit und Entschlossenheit.

Die Leute beängstigten ihn und thaten ihm leid, und um sie ein wenig auf andre Gedanken zu bringen, erzählte er ihnen von seiner vorigen Wohnung, beschrieb ihnen den nächtlichen Rangierbahnhof, die Unruhe, den Lärm, der ihn eigentlich gar nicht so sehr gestört hatte, das Gewühle und Gewürge und wie sie nie fertig werden, in aller Ewigkeit nicht, auch wenn es manchmal so scheint, als wäre alles zufriedengestellt und eingehakt; wie es immer von neuem, immer von neuem angeht, unaufhörlich. Er erzählte es so, wie er es Annele auf der Fahrt von Rohrmoos nach der Station beschrieben hatte, und fügte hinzu, daß ihm deshalb ein Zimmer, das in einen stillen Garten blicke, im Rückgebäude läge, so behage; er brachte sich selbst auf diese Weise in eine künstliche Zufriedenheit mit seinem unfreiwillig erworbenen Besitztum.

Als er gerade inmitten seiner eifrigsten Rangierbahnhofsbeschreibung war, ließ Emil sein altkluges: Verflucht! verflucht! verflucht! verflucht!“ los und schnitt ein so sonderbar ironisches Gesicht, daß es Gastelmeier außerordentlich unbehaglich wurde und er herzlich gern einige väterlich gemeinte Worte an den Jüngling gerichtet hätte, wenn es ihm nicht geratener erschienen wäre, die Familie mit nichts zu beunruhigen. Sie kam ihm vor wie der verwunschene Teich, vor dem die Buben gewarnt werden, damit sie nicht etwa mit Steinen hineinwerfen, weil es sonst im See wild zu tosen und zu toben beginnt auf eine Weise, die keinem Sterblichen gut thut. Aber er hätte doch gern gewußt, weshalb Emil, bei der Beschreibung, die er der Familie zuliebe gemacht, seine ironische Maske aufgesetzt hatte.

Frau Kovalski lud ihn zum Familienthee ein, der seit geraumer Zeit im Wohnzimmer stand und ihr plötzlich wieder in die Erinnerung gekommen war. Man hatte ihn über den verschiedenen rasch aufeinander folgenden Unglücksfällen vergessen. Olly war ja vorhin so übereilig aus der Atelierthüre gestürzt, weil sie die Theestunde um ein

Beträchtliches verſäumt hatte — und die Verſäumnis durch ein paar Sprünge gut machen wollte. Eile aber iſt des Teufels Werk.

Gaſtelmeier lehnte dankend den Mitgenuß des Thees, der jedenfalls ſtark gezogen hatte, ab und verabſchiedete ſich endgültig. Er hätte ſchon heute Nacht in dem originell eingerichteten Zimmer ſchlafen können. Dieſer Gedanke aber hatte etwas ſo Befremdliches für ihn, daß er ſich durchaus nicht auf ihn einließ.

III.

Friedrich Gastelmeier schwieg wohlweislich darüber, wie er zu dem „originell möblierten" Zimmer eigentlich gekommen war, als er an jenem Abend mit seinen Kollegen zusammentraf. Andern Tags zog er aber mit Sack und Pack in seine neue Wohnung.

Das Läutwerk war auch an diesem Tage, an dem sie doch seine Ankunft bestimmt zu erwarten hatten, vollständig heiser, so daß wieder eine geraume Zeit verging, bis sie ihn samt dem schimpfenden Dienstmann, der den Koffer trug, einließen. Er wie der Dienstmann hatten längere Zeit vor dem Öffnen und zwischen den verschiedensten Läutversuchen gehört, wie jemand immer an der Thüre herumwirtschaftete, und als schließlich geöffnet wurde, war es Emil, der öffnete. Gleich darauf hörte Gastelmeier die nervöse

Stimme der Mutter aus einem der Wohnräume: „Emil!“

Emil bewegte sich bedächtig bis in das Wohnzimmer und Gastelmeier konnte hören, wie er in die Nebenstube hineinsagte: „Ruhig Blut, 's ist nur der Maler.“ Und ein befriedigtes „So“ konnte er auch hören, dann kam Emil wieder. Noch ehe Gastelmeier bis in sein Zimmer gelangt war und den Dienstmann verabschiedet hatte, läutete es wieder unterdrückt und heiser.

„Verflucht! verflucht!“ murmelte Emil, das weitere „verflucht“ schenkte er sich dieses Mal zu Gunsten eines „Bst!“ als der Dienstmann Miene machte, sich in Bewegung zu setzen — „Bst!“ Er schlich an die Thüre, schielte vorsichtig durch die Ritzen und das Guckloch, welches mit einem durchbrochenen Messingblättchen überdeckt war.

Der Dienstmann begriff die Situation augenscheinlich und schmunzelte, auch Gastelmeier stand und rührte sich nicht, war aber von dem Empfang beim Einzug in seine neue Wohnung nicht besonders erbaut.

Das war nichts für Comme il faut-Meier. Die heisere Klingel wurde wütend und wütender.

Niemand regte sich. Die drei verharrten so steif wie gefrorene Schellfische. Emil suchte die andern mit seinem Blick zu beschwören, ruhig zu bleiben, bis das heisere Läutwerk sich ausgetobt hätte, und es gelang ihm.

Nachdem der Störenfried draußen sich endlich genug gethan und zuletzt noch in seiner Wut der Thüre einen tüchtigen Tritt versetzt hatte, sagte der Dienstmann: „Dös wär g'schehn, 's könnt halt der Metzger g'wesen sein mit san Kälbergriff.“ Damit ging er.

Die vergeistigte Dame rief wieder nach Emil, und Emil schlug sich auf die kurzen strammen Schenkel und murmelte: „Mistjauche — nichts als Mistjauche.“

Dieser etwas eigentümlich gewählte Ausdruck kam ihm, wie es schien, aus tiefster Seele. Gastelmeier hörte es noch gerade, ehe er die Thüre des originell möblierten Zimmers hinter sich schloß. Darauf begann er sich einzurichten mit nicht ganz leichtem Herzen.

Ruhig ging es in diesem Hause nicht zu — da war etwas — etwas, was er selbst noch nicht klar im Bewußtsein hatte, etwas Beängstigendes,

Quälendes, und das lag in der Luft, die ganze Wohnung war voll davon. Es war ihm nicht behaglich und er packte nur das Notwendigste von seinen Sachen aus, um in kürzester Frist wieder auszuziehen.

Nachmittags um sechs Uhr ließ er sich durch die Aufwärterin bei seiner Hauswirtin melden, um ihr den offiziellen Besuch zu machen, den er ihr schuldig zu sein glaubte. Er traf die Dame und Emil wieder, die übrigen waren nicht daheim. Emil saß verdrossen am Tisch und zeichnete. Die Lampe hatte er sich nahegerückt, sie war bedeckt mit einem Lampenschirm, der in sinnreicher Weise aus einer alten Zeitung irgendwie zusammengesteckt war. Emil machte einen Buckel und sah unbeschreiblich schlaff und unlustig aus. Die Mama saß auf dem Sofa und hatte ihr Kopfkissen aus dem Bett sich hinter den Rücken gestopft. Sie erhob sich matt.

„Sie sind leidend, gnädige Frau?“ sagte Gastelmeier.

„Sie waren Zeuge gestern von einer der tausend Aufregungen,“ erwiderte sie matt, doch in verbindlichem Ton. „Es ist immer, als schlüge

der Blitz neben uns ein, man kommt mit dem Leben davon, aber wenn die Sache sich fortwährend wiederholt, besteht man schließlich nur noch aus alterierten Nerven. Nun, Sie werden es selbst wissen, da auch Sie Künstler sind."

Gastelmeier wußte nicht recht, wovon die Dame sprach, schließlich fiel ihm die Geschichte mit dem Roman ein.

„Das werden Sie doch nicht so tragisch nehmen, gnädige Frau. Um Gottes willen, wenn alle Romane, die von jungen Leuten geschrieben werden, auch gedruckt würden — davor möge uns der Himmel bewahren!"

„Ja, wenn das Leben aber davon abhängt," sagte die Dame und blickte trüb vor sich hin.

„Das sollte es freilich nicht," erwiderte Gastelmeier, „das Leben — von einem Roman!"

Sie versicherte müde und abgespannt, daß dies bei ihrem Sohne Erwin der Fall sei. „Er ist, wie wir alle, auf sein Talent angewiesen," sagte sie wehmütig.

Worin das Talent der Dame bestand, war Gastelmeier nicht klar. Er hatte das Bedürfnis,

gegen dieſe mit Kiſſen geſtützte leibhaftige Nervoſität kräftig vorzugehen; aber er bezwang ſich.

Emil hatte längſt aufgehört zu zeichnen und räkelte ſich im Stuhl. Er befand ſich in den ſchönſten Flegeljahren und genoß die Freiheiten dieſes Alters, wie es ſchien, aufs ausgiebigſte. Gaſtelmeier ſchaute mit einem Blick auf ſeine Zeichnung und bemerkte, daß der junge Mann die eigene kleine fette Fauſt als Modell vor ſich gehabt habe. Sie war ſechs- bis ſiebenmal in verſchiedenen Wendungen nebeneinander auf dem Papier zu ſehen.

„Aha!“ ſagte Gaſtelmeier. Emil nahm keine Notiz davon.

„Emil,“ ſagte die Mama, „Olly kommt gleich, ſei fleißig.“ Emil ächzte, machte wieder die Modellfauſt und begann läſſig und aufs höchſte gelangweilt weiter zu arbeiten.

„Iſt das Ihre eigene Idee?“ fragte Gaſtelmeier und zeigte auf die Fauſt.

„Ne,“ ſagte Emil, „Olly.“

Gaſtelmeier wußte nicht mehr recht, was er weiter ſagen ſollte. Die Leute waren verſtimmt und einſilbig. Er ſuchte nach einem Unterhaltungsſtoff.

„Emil“, sagte die Dame, „weißt du, wo Erwin hin ist? — Er hat den ganzen Tag Kopfschmerz gehabt, der arme Junge. Er ist immer aufs tiefste von einem Mißerfolg erschüttert,“ wendete sie sich an Gastelmeier.

„Auf'n Friedhof wird er 'gangen sein,“ sagte Emil mürrisch.

Die Dame seufzte und sagte nach einer Weile: „Sehen Sie, mein Herr, eine Seele von einem Menschen, ein echter Dichter — man muß ihn gewähren lassen. Wenn es so im Leben, wie es oft der Fall ist, drunter und drüber geht, da macht er sich in der Dämmerung, nun schon seit seiner Kindheit, auf und geht auf den Friedhof und schaut sich die ausgestellten Leichen an. Das ist so sein Mittel — da wird er ruhig. Es ist ja in München nun einmal so gebräuchlich, daß die Leichen offen ausgestellt sind. In den anderen Städten, wo wir gelebt haben, war das nicht so, aber ihm thut's wohl. Es hat eben alles auch sein Gutes. Mich brächte keiner hin,“ schloß die Dame und wickelte sich fester in ihren Shawl.

Draußen pochte es jetzt energisch. „Olly,“ sagte Emil.

Es war Olly. Sie kam lebendig und frisch herein, etwas hastig. Sie kam vom Aktzeichnen und wollte Thee trinken. Im ersten Augenblick bemerkte sie Gastelmeier nicht und dann begrüßte sie ihn so einfach und gleichmütig, als wäre er längst hier Familienmitglied.

Gastelmeier fand, daß sie nicht besonders viel Federlesens machte. Ehe sie sich ihren Thee einschenkte, beugte sie sich über Emils Zeichnung, nahm ihm den Bleistift aus der Hand und, ohne etwas zu sagen, packte sie die Modellfaust, rückte sie wie es ihr paßte, und über Emils Schulter hinweg arbeitete sie mit festen sichern Strichen in seine Zeichnung hinein. Sie hatte ihr Käppchen noch auf und an der linken Hand noch den Handschuh. Sie war kalt und frisch und strömte Schneeluft aus.

„Olly, du sollst nicht so eisig ins Zimmer kommen, du kälteſt es ganz aus."

Olly hörte, wie es schien, nicht. Die feste kleine Hand korrigierte eifrig weiter.

„Und bei dem Wetter! Du wirst dich selbst wieder einmal erkälten, dann haben wir's." Die Dame seufzte.

Gaſtelmeier empfand auch den Strom von Friſche, der von Olly ausging, und er dachte unwillkürlich an die Abſchiedsworte ſeines Vaters. Er ſchaute ihr zu, wie ſie arbeitete, ganz verſunken und in der unbequemen Stellung über Emils Kopf hinweg. Der hatte es ihr allerdings leicht gemacht; den dicken Kopf mit dem dichten blonden Haarfilz auf die Tiſchkante gelegt, ſo daß er nicht ſehen konnte, wie ſeine Zeichnung ſich unter Ollys flinken Händen veränderte, ſo hockte er vor ihr.

Gaſtelmeier ſchaute ihr unverwandt zu. Das war Talent — das ſaß. Und ſie zeichnete und zeichnete und vergaß alles um ſich her, den dicken Kopf und den Thee, und den Fremden.

„Emil," rief ſie mit einmal heftig: „Sieh her!"

Emil grunzte und beguckte ſich die Sache.

„Weshalb hatteſt du denn ſo gepatzt? Faul — faul — faul! Das iſt's. Wie ſitzt du denn? Wie kann ein Menſch ſo arbeiten? Mama, du haſt ihn wieder krumm wie einen Engerling dahängen laſſen."

‚Engerling iſt gut,' dachte Gaſtelmeier. Er iſt wirklich ſo ein weißer, dicker Burſche ohne

Glieder; es hängt alles an ihm herab, die Arme, die Beine, der Kopf. Zu seiner Verwunderung sagte jetzt auch Emil: „Bravo! — Engerling! Sehr gut! Faltiger Elefant — Wachskerzen — Spitaler — und so weiter. Du hättest Unteroffizier werden sollen."

„Ja, ich wollte," sagte sie, „es käm' einer über dich, so ein rechter Teufel."

Olly schenkte sich Thee ein, setzte sich auf die äußerste Stuhlkante und nahm sich ein Brötchen. Das Mädchen war von einer unglaublichen Lebendigkeit im Blick und in der Bewegung. Sie schien immer vollkommen munter und aufgeweckt zu sein. Gastelmeier sah sie sich mit Vergnügen an.

„So ein Pferd," sagte Emil zu ihr.

„Bitte, antwortete sie ihm kühl, „wen meintest du?"

„Na — das ist auch gerecht. Die schimpft, wie's ihr paßt, sie selber will aber mit Sammetpfoten angefaßt werden."

„Allerdings," sagte Olly. „Das will ich auch!"

„Na, ja — ich meine ja auch mit dem Pferde nur: am Morgen rennst du um acht Uhr ins Atelier und bleibst bis Mittag, dann geht's

wieder los und dazwiſchen galloppierſt du mit Kreuz- und Seitenſprüngen wie in der Manege, dann läufſt du zum Aktzeichnen und" — nun wandte er ſich an Gaſtelmeier — „wenn ſie heimkommt, iſt ſie ſo fidel wie der Teufel und ich muß es ausbaden. Dann kommt ſie über mich."

Gaſtelmeier erfuhr auf ſeine Frage, daß Olly ihren Bruder für die Akademie vorbereite — aus Erſparnis. „Es iſt kein Eifer in ihm," ſchloß ſie ihre Mitteilung.

Gaſtelmeier fragte, weshalb er gerade die Malerei zum Beruf gewählt habe.

„Künſtler iſt das einzig Menſchenwürdige," ſagte die Dame zum erſtenmal etwas lebhafter.

Emil räuſperte ſich: „Maler? — ebenſo, wie einer Juriſt wird."

„Emil, ums Himmels willen, das iſt doch nicht ſo bei dir?" rief Olly.

„Wer hat's denn behauptet?" meinte Emil gemütsruhig.

„Weshalb ſagſt du's dann?"

„Eben ſo."

„Ja, was ſollte mein Sohn denn wählen?" ſetzte die Mutter wieder ein. „Die Künſtlerſchaft

liegt ihm im Blute. Für was andres hat er auch keine Begabung. Aus dem Gymnasium haben wir ihn genommen so bald als thunlich. Er braucht nicht zu dienen, er ist nicht deutscher Unterthan."

„Brillant fürs Leben gestellt," sagte Emil trocken und altklug und setzte seine ironische Maske auf.

„Mein zweiter Gatte war Maler, wie Sie wissen?"

„Ja, Sie sagten es schon, gnädige Frau."

„Kennen Sie sein Schicksal?" fragte sie. „Wissen Sie, daß er zweiundzwanzig Jahre in den sibirischen Bergwerken gewesen ist?" Das sagte sie gewissermaßen mit Genugthuung, wobei sie den Kopf hob, als wollte sie sich die Überraschung beschauen, die ihre Worte dem Fremden verursachten.

Gastelmeier, der mit dem Schicksal eines nach Sibirien Verbannten keine feste Vorstellung verband, entsprach nur ungenügend der Erwartung.

„Mistjauche," brummte Emil. „Um nichts besser als Mistjauche sind die Menschen." Er

war aufgeſtanden und ging mit kurzen ſtrammen Schrittchen im Zimmer auf und nieder.

Die Thüre that ſich auf und Erwin, der Sohn aus Oelſcher Ehe trat ein. Er ſah auffallend elend und hager aus, etwa wie ein Menſch, der vom Zahnausziehen kommt. Es thut nicht mehr weh, aber es hat weh gethan. Man ſieht's ihm noch an.

„Biſt du ruhiger mein Sohn?“ ſagte die Mama zärtlich. „Wir leiden beide immer gleich — das muß dich tröſten. Jedes Ja im Leben iſt ein Glück und jedes Nein ein Unglück. O — die zartbeſaiteten Naturen!“

„Erwin,“ ſagte Emil, „wir ſprachen eben von Papa.“

Erwin ſetzte ſich und ſchwieg.

„Ja, meinen zweiten Gatten hat das Schickſal ſchwer getroffen; als junger Menſch von zwanzig Jahren iſt er als politiſcher Verbrecher in die Bergwerke gekommen, nach einem von den vielen polniſchen Aufſtänden — wohin doch gleich zuerſt?“ Die Dame hatte den Namen vergeſſen.

„Nach Semiretſchinsk,“ ſagte Emil ungeduldig.

„Herrgott, Mama, weißt du denn das noch immer nicht?“

„Und, denken Sie sich, Papa hat,“ fuhr er fort, „ehe er nach Semiretschinsk kam, ganz genau geträumt, wie es dort aussah — ein langes Blockhaus und noch ein elendes Haus und ein ewig langer Zaun und eine verkrüppelte Birke und ein niedriger Schuppen und nichts weiter. Weit und breit Schnee, nur Schnee und Schnee, und der Himmel auch schneeweiß. Und wie sie gahin gekommen sind, hat er's nach seinem Traume erkannt und hat laut aufgeweint.“ Das erzählte Emil lebhaft, viel lebhafter, als es Gastelmeier ihm hätte zutrauen können.

„Später ist er dann,“ fuhr die Dame zu erzählen fort, „von da weggekommen nach . . .“ Hier fehlte die nähere Bezeichnung wieder.

Aber Emil half auch diesmal, gewissermaßen entrüstet, aus. „Nach Werchne Kolimsk,“ sagte er und ging an ein kleines Pult, in dem alles, im Gegensatz zu den übrigen Dingen im Zimmer, ziemlich ordentlich lag. Aus diesem Pult nahm er eine Landkarte, schob Tassen und Teller auf dem Tisch eifrig beiseite und breitete die Karte aus.

„Hier war Papa," ſagte er, „neun und ein halbes Jahr lang, dann kam er dahin — ſpäter hierher." Emil zeigte alle Orte auf der Karte „Zweiundzwanzig Jahre lang hat's gedauert, dann haben ſie ihn freigelaſſen und er konnte endlich nach Deutſchland ziehen, wohin er unterwegs war, als man ihn gefangen nahm. Denken Sie ſich, damals begleitete ihn bereits ein Empfehlungsbrief an einen bekannten Münchener Maler; dieſen Brief hat er zweiundzwanzig Jahre aufgehoben und hat ihn dann dem Sohn des Malers übergeben, der Vater war inzwiſchen geſtorben. Papa hatte früher ſchon gemalt und iſt hier als älterer Mann noch auf die Akademie gegangen. Er hatte nur wenig Geld und war krank; aber er hat doch mit ſeiner Malerei verdient. Sehen Sie, da iſt etwas von Papa." Emil ging wieder an ſein Pultchen und brachte eine Mappe mit Skizzen. „Das ſind Bilder aus dem Elend," ſagte er eifrig. „Das ſind alles Gefangene und Verbannte mit Ketten, wie ſie im Schnee ſtehen. Das hier iſt ein Grenzſtein, da nehmen ſie Abſchied voneinander. Die einen gehen dahin, die andern dorthin — ſie werfen ſich

auf den Schnee und weinen und ſchreien und jammern.“

Emil war ganz bewegt. Das Skizzenbuch war ſein Eigentum. Olly blickte hinein und ſagte: „Schade, das Papa ſich nicht hat beſſer ausbilden können, er hätte etwas erreicht. In den Figuren liegt Talent.“

„Geh',“ ſagte Emil. „Wie er's gemacht hat, ſo hat er's gemacht, da iſt nichts zu kritiſieren.“

„Mein Sohn Emil,“ ſagte die Mutter, auch jetzt mit matter Stimme, „hängt mit Zärtlichkeit an ſeinem Vater, obgleich er ihn nie gekannt hat.“

„I wo, kannte oder nicht kannte, meinen Vater, den kenn' ich,“ platzte er patzig heraus in ſeinem Eifer. „Du kannteſt ihn doch und weißt nicht einmal, wo er im Elend geſteckt hat. Jedesmal muß ich dir's ſagen. Alſo wo hat er geſteckt? Zuerſt in —? Na? — —“

Emil ſchaute fragend nach ſeiner Mutter, klopfte mit dem Bleiſtift auf den Tiſch und wartete auf die Antwort.

„Wieder nicht,“ ſagte er. „Nun erfährſt du's aber ſo bald nicht wieder von mir.“ Er klappte das Skizzenheft zu und ſchloß es wieder ein.

„Geld hat er keines gehabt," fuhr der dicke Burſche fort, „und krank iſt er geweſen. Hätte er Mama nicht gefunden, wär's ihm noch übler gegangen. Aber in ſeiner langen Krankheit iſt auch Mamas Geld weniger geworden, von tauſend Geſchichten — Miſtjauche! Wenn die Menſchen nicht ſo elend geweſen wären und ihm nicht bei jeder Gelegenheit mehr abgenommen hätten, als recht war, ſäßen wir jetzt anders da."

„Jawohl," ſagte Olly wieder und ſchaute entrüſtet auf ihren Bruder; „Geld! Geld! und Wohlleben, wie euch und beſonders dir das im Blut ſteckt! Gottlob, das kein Geld da iſt, ſonſt würdeſt du verfaulen bei lebendigem Leibe. Wir ſollen arbeiten. Arbeiten auf Leben und Tod — das iſt's!" Dieſe Beteuerungsformel ſchien das junge Geſchöpf zu lieben. Sie bediente ſich ihrer bei jeder Gelegenheit. „Und die Menſchen! Schimpf nur nicht immer auf die Menſchen. Biſt du etwa keiner? Wie ich das nicht hören kann! Das iſt entſetzlich grün von dir. Woher meinſt du denn, daß ſie ſo abſcheulich ſind? Weil es Papa ſchlecht ging und uns auch nicht beſonders? Natürlich deshalb. Sie ſollen dir etwas ins

Haus tragen, du willst gehätschelt und gefuttert werden. Wofür denn? Ja, das werden sie aber bleiben lassen. Mit Recht. Ich gerade finde, daß die Menschen gut sind; viel besser, als sie zu sein brauchten. Meinst du etwa, die Natur wäre nicht grausam? Du? Eins frißt das andre immerzu und überall. Und es giebt doch Menschen, die wollen wenigstens die andern nicht fressen. Das ist erschrecklich viel — und denke doch, wie's ihnen geht. Gefragt wird keins, ob es leben will oder nicht — und dann kommt es in das Elend hinein, so dumm, so hilflos und arm, und muß mit allen Kräften arbeiten, um nicht zu verhungern, und die Krankheiten und die Kälte, der Winter und, daß er sündigen muß und gestraft wird, und tausend Nöte und Qualen — und das Blindsein und das Alter und der Tod — was für gräßliches Zeug! Und es giebt doch Menschen, die über alles hinaus gut sind. Was meinst du, ein Gott hat es leicht, gut sein, aber ein Mensch — Emil, weißt du, ein Mensch!"

Das sagte sie so liebevoll und faßte in ihrem Eifer die Hand ihres Bruders, gewissermaßen, um ihn auch körperlich zu sich hinüberzuziehen.

„Ihr ſeid wieder von dem bißchen Pech mit Erwin ganz zuſammengekrochen. — Herrgott, wie man ſo wenig frei ſein kann! Und dich, du dicker Sack, geht's doch gar nichts an, dächt' ich."

„Oho," ſagte Emil. „Sack iſt wieder gut."

„Jeſus," meinte Olly, „wenn ein Künſtler nicht Zigeuner iſt! Ihr ſeid alle wie Kaufleute. Iſt kein Geſchäft gemacht, laßt ihr die Köpfe hängen. — Sie ſind aber doch bei ſo einer Art Zigeuner," wendete ſie ſich jetzt zum erſtenmal an Gaſtelmeier, der ganz verſunken dem jungen Geſchöpf zugehört hatte.

„I wo, bei Zigeunern," ſagte Emil pfiffig und ſetzte die ſchlimmſte Maske auf, deren ſein bewegliches fleiſchiges Geſicht fähig war.

„Doch," ſagte Olly ſtreng.

„Behüte," antwortete der Bruder. „Ganz wo anders."

„Wo denn alſo?" fragte Gaſtelmeier, amüſiert über das wunderliche Geſchwiſterpaar.

„Wiſſen Sie noch, weshalb Sie aus Ihrer früheren Wohnung ausgezogen ſind?"

„Jawohl," ſagte Gaſtelmeier, „ich habe es Ihnen ja, dächt' ich, erzählt."

„Wegen des Rangierbahnhofs; weil Sie dem Rangierbahnhof gegenüber wohnten, wegen der schauderhaften Unruhe — gelt? Wegen des ewigen Getriebs und Gezerrs, des ganzen Spektakels?“

„Ja,“ sagte Gastelmeier.

„Also. Und der Unterschied hier, der ist? Na? Drin statt draußen. — Das hab' ich gleich gestern, als Sie's erzählten, gedacht.“

„So,“ sagte Gastelmeier, der nicht recht wußte, was er von all diesen Dingen eigentlich denken sollte. Es war ihm unbehaglich zu Mute und doch blieb er sitzen und betrachtete mit Wohlgefallen das lebhafte junge Mädchen, das jetzt wieder eifrig an der Faust korrigierte. Diese Art Mädel war ihm noch nie vorgekommen.

Das heisere Läutwerk erklang von neuem. Auf alle Gesichter trat Spannung.

„Verflucht! verflucht! verflucht!“ brummte Emil und schlug sich auf die kleinen strammen Schenkel.

Man ließ es zweimal läuten. Olly sagte: „Das ist Tante Zänglein.“

„Ihre Stunde ist's allerdings,“ meinte die Mama „Geh', mach auf, Emil.“ Sie erhob

ſich nicht ſelbſt. Erwins zurückgeſchickter Roman hatte ſie zu ſehr angegriffen; ihre Schwäche aber kam Emils Erziehung, wie es ſchien, zu gute. Er ging brummend hinaus.

Draußen erhob ſich kurz darauf ein munteres Altweiberlachen und eine ſcharfe, junge Männerſtimme redete drein.

„Da bringt ſie den ſparrigen Kerl wieder mit,“ ſagte Olly.

„O Gott!“ ſeufzte die Mama.

Die Thüre ging auf und ein flinkes, zierliches Perſönchen trat ein, ein allerliebſtes altes Weibchen, gefolgt von einem baumlangen Burſchen im Lodenrock. Er ſah wie ein Bergfex aus, trotzdem er die vollſtändige Montur, Kniehoſen, Nagelſchuhe, nicht trug und auch nicht in bloßen Knieen ging. Er hatte ein hageres, langes, von der Natur nicht recht zuſammengeſtelltes Geſicht, und eine vorſtehende, ſehr bewegliche Unterlippe.

„Fräulein Zänglein, unſre Tante,“ ſtellte die Frau des Hauſes die Eingetretene vor, „und: Herr Kaufmann, ein Kollege meines Sohnes.“

„Tantes Erbſchleicher,“ brummte Emil Gaſtelmeier ins Ohr. Er bezeigte Gaſtelmeier über-

haupt einiges Vertrauen, das hatte die Geſchichte mit dem Rangierbahnhofe ſchon bewieſen. Ein ſolcher Burſch wie Emil iſt für gewöhnlich wortkarg und ſteckt voll verſchluckter und zu ſpät ausgebrüteter Bemerkungen.

„Gu'n Tag, Genie!“ ſagte der ſparrige Menſch zu Erwin gewendet, während er ſich auf einen Stuhl niederließ. „Wie ſteht's mit unſerm Roman? He?“

Die Dame machte eine abwehrende Handbewegung, die ſo viel heißen ſollte als: ‚Schonen Sie ihn. Es iſt nichts damit!‘

Erwin Oel beſtätigte ebenfalls ſtumm dieſe mimiſche Mitteilung.

„Donnerwetter!“ rief der junge Waldmenſch teilnahmsvoll, „iſt das eine Zucht! Das Beſte, was hervorgebracht wird, das ſtecken die Herren natürlich in den Papierkorb. Ehe etwas nicht altbacken genug iſt für ihre ſchwachen Mägen, verdauen ſie's nicht. Immer gefälligſt nach alten Muſtern. Nur nichts Neues!“ Er zog ein ſchiefes Maul, als ob es ihm eine ſchwere, unſichtbare Tabakspfeife herunterzöge, und ſchob die Unterlippe ſonderbar vor.

‚Aha!‘ dachte Gaſtelmeier. ‚Erwin Oel iſt alſo einer von den Neueſten.‘ Gaſtelmeier gehörte, wie ſchon geſagt, zu denen, die ſtill vor ſich hin arbeiten, ohne Schlagworte und Geſchrei.

Als wollte ſie ſeine Gedanken beſtätigen, nahm die vergeiſtigte Dame das Wort: „Es iſt wirklich eine wertvolle Arbeit, gewiſſermaßen eine Prophetie, ein Ruf an die Menſchheit zur Umkehr.“

Gaſtelmeier ſchaute ſich Erwin Oel mit erneutem Intereſſe an, wie demnach einer ausſieht, der einen Ruf an die Menſchheit ergehen läßt. — Ein grüner Junge! In Gaſtelmeier ſiedete es, dieſe Mutter war ein Verhängnis für ihre Kinder. Er konnte etwas Verrücktes an einem Weibe nicht leiden. Die jungen Hühner, die hier ſo verſchroben ausgebrütet wurden, thaten ihm leid. „Na!“ ſagte er zu Emil, „ſeid Ihr denn ſo modern?“

Emil zuckte auf eine ſchändlich blaſierte Weiſe die Achſeln, ſetzte ſein ironiſches Geſicht auf und brummte etwas, was ſo viel heißen ſollte wie: Miſtjauche! Wenn's aber noch etwas Erträglicheres giebt, ſo iſt's das Moderne. „Übrigens,“ ſagte er laut, „was heißt modern?“

„Sagen Sie einmal, mein Sohn, wie alt ſind Sie eigentlich?“

Emil lachte wie ein Faun; ſein „Verflucht! Verflucht! Verflucht!“ kam an die Reihe und er ſchlug ſich aufs Schenkelchen.

‚Iſt das eine Zucht!‘ dachte jetzt Gaſtelmeier ganz wütend.

„Die ſpinnen,“ ſagte ein Stimmchen neben ihm, und als er ſich nach der Urheberin des Stimmchens umdrehte, ſah er in ein paar ſchelmiſch blickende Altweiberäuglein. Tante Zänglein hatte ſich leiſe wie ein Fledermäuschen zu ihm hin gemacht. Sie hatte auch ein Geſichtchen wie eine Fledermaus, ſo zierlich und niedlich, und die blinkenden kleinen ſternenklaren Augen. „Die ſpinnen,“ ſagte ſie noch einmal.

„Herr Gaſtelmeier,“ rief der ſparrige Jüngling, „ich hab' Sie mit meinem alten Schatz aus Salzburg noch nicht bekannt gemacht!“

„Sie ungezogener Menſch, Sie,“ lachte das alte Weibchen.

Wie ſie aber zu lachen verſtand! Mein Gott, die kleine Alte lachte gern und ſchien jeden Windhauch zu benützen, um ihre Lachglöckchen klingen

zu laſſen ſo auch jetzt. Gaſtelmeier ſah ſich das kleine, alte Fräulein näher an. Es war allerliebſt gekleidet, mit Geſchmack und Wohlgefallen an netten Dingen. Gaſtelmeiers Herz hatte ſie gleich gewonnen.

„Ah, das ſind Leut', ſagte ſie. „Jetzt haben ſie ſich geſtern geärgert, mein Gott, es verlohnt ſich nicht der Mühe; heute ſind ſie alle außer Rand und Band. Aber, was ſagen Sie, nicht wahr, den Erwin nähmen auch Sie nicht mit nach Italien? Ich geh' nämlich nächſter Zeit hin," fuhr ſie lebhaft fort. „Irgend wen muß ich mitnehmen. I wo, ſo allein geh' ich nicht wieder, wie's letzte Mal; aber ſo eine Trauerweiden, wie den Erwin und dazu ſo ein Pulverfaß von Revolutionär, wie er iſt — ſo etwas möcht' ich net mitnehmen. Deshalb ſind ſie alle bös. Der lange Burſch da ſoll mit." Sie zwinkerte nach ihrem Begleiter hin, der mit Erwin, Olly und deren Mutter in ein hitziges Geſpräch über Kunſtfragen geraten war. „Mein Gott, ſo ein alt's Weiberl muß halt nehmen, was ſich bietet. Und was Junges muß es ſein. Wiſſen Sie, Altes hab' ich ſelbſt genug. Und

außerdem: er ist ein armer Teufel. Ich wohne hier gerade gegenüber in der Schellingstraße. Mein Garten geht denen hier bis unter die Fenster. Das sind Leut'," beteuerte sie noch einmal und zwinkerte mit den Äugelchen. „Mir macht's eine Hexenfreud', zuzuschauen, wie geschickt die sich das Leben verderben. So ein Unsinn. Nein! Gott steh' ihnen bei! Ich hab mir das meine hübsch eingerichtet, wissen Sie, so ganz nach meinem Gusto. Das können die hier nicht leiden. Jetzt hören Sie nur, was sie wieder haben, über was sie da wieder in Eifer geraten. Hören Sie nur!"

Die kleine Alte setzte sich in Positur, als wenn sie in Gemächlichkeit ein Schauspiel betrachten wollte.

Sie hatten sich alle während des wütend-litterarischen Gesprächs erhitzt. Naturalismus, modern, altbacken, neue Werte und so weiter. Das alles war wie Schneebälle bei einer Schneeballschlacht hin- und hergeflogen mit schwindelerregender Schnelligkeit. Erwin Oels nicht anzubringender Roman schien immer noch die Ursache dieser Erhitzung zu sein.

„Klimpern gehört zum Handwerk," ſagte das Altchen vergnügt und behaglich. Sie amüſierte ſich.

Die Frau vom Hauſe, ihr Erwin und der ſparrige Menſch waren über den Roman eines bekannten Schriftſtellers hergefallen, der ſie alle drei entrüſtete. Gaſtelmeier kannte ihn auch, es war nichts Erwähnenswertes daran; aber der Autor war berühmt. Eine höchſt einfache Thatſache, die aber die drei Eifrigen in die größte Wut verſetzte, ſo daß ſie nach allen Regeln der Kunſt zuerſt das Machwerk gründlich abſchlachteten, und, als da nichts mehr zu thun übrig blieb, ihr großer Zorn aber noch nicht geſtillt war, ſich über den Autor ſelbſt hermachten.

Erwins Kollege hatte das aufgebracht. Sie begannen den Autor ſelbſt zu ſchlachten. Und dieſer Autor war ein wohlbeleibter, ſoignierter Lebemann, ein vornehmer Menſch, dem es im Leben vortrefflich erging. Das amüſierte die drei außerordentlich. Sie zerteilten ihn in Stücke und beſtimmten dieſe zu verſchiedenen Gerichten. Emil lachte aus vollem Halſe, auch Olly amüſierte ſich. „Er verdient's nicht anders, wahrhaftig, er verdient's nicht anders," ſagte ſie.

„Aber die Augen, seine Fischaugen, was machen wir mit denen?“ rief Emil strahlend.

„Solche Fischaugen sind zu nichts zu brauchen, das ist Abfall!“

„Bravo!“ sagt die Dame des Hauses und konnte sich vor Lachen kaum aufrecht erhalten.

Gastelmeier war entrüstet. So ein fanatisches Weib! Er konnte auch den Witz von der Sache nicht einsehen. Eine Roheit — nichts andres! Und Olly, das junge Mädel, lachte mit. Er wendete sich zu ihr und fragte: „Weshalb lachen Sie eigentlich?“

„Weil es komisch ist,“ bekam er zur Antwort.

„Komisch? — Na!“ sagte Gastelmeier.

„Ein Mensch, der so schreibt, verdient's nicht anders. In der Kunst sollte streng gerichtet werden, strenger als bei einem Verbrechen,“ sagte sie fest und mit leuchtenden Augen.

„Die Olly ist ein recht gutes Mädchen,“ wisperte das Altweiberstimmchen wieder neben ihm, „aber spinnen thut sie auch. Kunstfexen sind sie eben alle miteinander. Jammerschade. Und ich seh' schon, mein Kraftmensch ist auch net viel besser. So dummes Zeug aufzubringen. Na,

wart', den lang' ich mir, den nehm' ich mir 'mal auf die Seite und mach' ihm die Sache klar, dann ſollen Sie ſehen, der wird ſo zahm, daß er aus der Hand frißt. — Jodeln ſollen Sie ihn aber einmal hören. — Herr Kaufmann, jodeln Sie doch einmal."

„Ja, mein Schatz," ſagte er, „zu Befehl!" machte wieder ein ſchiefes Maul, ſchob die Unterlippe vor und ſammelte ſich, wie es ſchien. Darauf begann er zu jodeln, das die Scheiben klirrten. Er jodelte vortrefflich, ganz ausnahmsweiſe gut — fabelhaft.

„Sehen Sie," wiſperte das alte Weibchen, „das iſt mein Genuß. Das iſt für mich ſchöner als der ſchönſte Geſang. Das iſt eine Kraft, an der man ſich aufrichten kann." Sie zwinkerte mit den Äuglein. „Deſſentwegen, wegen dem Jodeln, nehm' ich ihn mit."

Gaſtelmeier fand an dem alten, kleinen Fräulein immer mehr Gefallen, aber das reizende Geſchöpf, die Olly, hatte ihn verſtimmt. Freilich mußte er immer auf ſie ſchauen. Er verſtand ſie nicht. Olly war eine neue Welt für ihn.

Wie ſie ſoweit friedlich bei einander ſaßen,

geſchah mit einemmal ein Krach, ein Donner, ein Geklirr und Gepolter, daß alle zuſammenfuhren.

„Jeſſes Maria!“ rief das alte Weibchen entſetzt. „Was iſt denn das? Wer fehlt denn hier? — Emil.“

Dieſe praktiſche, wie es ſchien, vielgeübte Umſchau hatte das alte Weibchen mit großer Geiſtesgegenwart ſofort unternommen. Emil fehlte wirklich.

„Ach Gott!“ rief die jetzt ganz entgeiſterte Madame, „er hat nach Butter geſucht und hat den ganzen Rauchfang über dem Herd heruntergeriſſen. Großer, allmächtiger Gott! — mit allen Sachen. Was andres kann es nicht ſein!“

„I wo,“ ſagte der ſparrige Jüngling, dem die Erklärung unglaublich vorzukommen ſchien.

„Hab' ich's nicht immer geſagt, das kommt von der Fexerei,“ rief Tante Zänglein. „So ein unſinniges, altmodiſches, modernes Ding über einem Herd zu haben, das kann auch nur Euch paſſieren. Die ganze Simpelei hing an einem Draht.“

Während dies und noch verſchiedenes andre geäußert wurde, ſtürzte die ganze Geſellſchaft hinaus, durch den Korridor in die Küche. Dort fand man ein Bild der Zerſtörung vor, das jeder Be-

ſchreibung ſpottete. Es war wirklich der künſtliche Rauchfang, den irgend ein mittelalterlich geſinnter Stilbaufex über dem modernen Sparherde ſinnreich angebracht hatte, herabgeſtürzt. Der Rauchfang hatte ſich über den Herd geſtülpt und alles, was auf dem Herd war, überdeckt — und da war etwas, man roch es noch, etwas Gebratenes, Gezwiebeltes, und alles, was auf dem Bord des Rauchfangs ſtand, war mit heruntergepoltert und lag zerbrochen und zerquetſcht umher. Was irgend an der Wand hing, war herabgeſtreift, ein Chaos, und Emil war nicht zu bemerken.

Die entſetzte Mutter lehnte, unfähig, irgend etwas Vernünftiges zu thun oder zu ſagen, an dem Thürpfoſten.

Olly rief: „Emil!“

„Der Emil wird doch nicht drunter gekommen ſein?“ meint Tante Zänglein.

„I wo,“ ſagte der ſparrige Jüngling und rüttelte mit Erwin, Gaſtelmeier und Olly an dem Unglücksrauchfang; aber es war keine Möglichkeit, ihn in die Höhe zu bringen. Es war alles mit dem Herd feſt verkeilt.

„Da hat er ſich über Euer Abendbrot geſtülpt,“

ſagte Tante Zänglein und ſchnüffelte mit dem Näschen, „vorhin roch es ſo gut nach Zwiebel. Was hattet Ihr denn Feines? Das geht ja hoch her!“

„Lieber Himmel,“ ſagte Frau Kovalski tragiſch. „Das waren die Beefſteaks, die ſollten uns wieder etwas zu Kräften bringen, die ſind nun auch verloren! Wo iſt denn Franziska hingelaufen? Weshalb hat ſie ſie nicht vordem aufgetragen?“

„Ja, als ob man bei Euch irgend etwas vorher wiſſen könnte!“ ſagte Tante Zänglein.

Olly rief: „Gottlob, daß Emil wenigſtens nicht drunter iſt.“

„Guck, Guck, der hat ſich aus dem Staub gemacht, der Lump,“ lachte Tante Zänglein. Sie war längſt wieder dabei, ſich zu vergnügen. Die Hausfrau aber ſchien mehr Mühe als andre Sterbliche zu gebrauchen, ihre fünf Sinne in einem ſolchen Fall wieder beiſammen zu bekommen. Sie war ganz auseinander und es arbeitete in ihrem Geſicht, als wollte ein Thränenſtrom hervorbrechen.

Was war denn aber das? Ein ſonderbares Ziſchen und Wüten, ganz am Ende des Korridors,

das man in der Aufregung erſt jetzt bemerkte. Alle ſpitzten die Ohren.

Mitten zwiſchen dieſen Geräuſchen, die mit dem Lärm, den ausſtrömender Dampf zu machen pflegt, eine große Ähnlichkeit hatten, rief jetzt Emils Stimme: „Erwin, du Eſel! Erwin!“ Das klang wütend und angſtvoll und wie in höchſter Gefahr.

„Allmächtiger, mein Bad!“ ſchrie Erwin. „Das hab' ich vergeſſen!“

Jetzt ſtürzte er durch den engen Korridor und alle ihm nach an die zweite Unglücksſtelle. Die ſah auch nicht übel aus. Der Badeofen, zum Zerplatzen überheizt, daß der Dampf wütend aus den Ventilen ziſchte. Und der Krahn fürs kalte Waſſer offen, das mit Vehemenz in eine Badewanne ſtürzte, die ihren Überſchwall über die Diele laufen ließ.

„Erwin, der Krahn geht nicht zu!“ jammerte Emil mit wütender, weinerlicher Stimme.

„Wo iſt denn die Zange, ohne die Zange geht's ja nicht mehr!“ rief Erwin.

„Ja, wo haſt's denn?“ gab Emil zurück. „Wegen der iſt ja ſchon der Rauchfang her-

unter. Wer zum Teufel hat ſie denn wieder verſchleppt!“

Erwin ſtand ratlos und unbeweglich.

Emil arbeitete immer noch mit ſeinen kleinen feſten Fäuſten daran, den Krahn umzudrehen, und war in heißen Dampf eingehüllt wie ein Poſaunenengel in Wolken. Da ſchob endlich der Kraftmenſch die verzweifelte Geſellſchaft auseinander und würgte in den Dampfwolken herum und wie es ſchien, mit Erfolg, denn das Hineinſchießen des Waſſers in die überrinnende Badewanne hörte auf. Er brachte dann die Geſchichte ſoweit in Ordnung, daß wenigſtens einer weiteren Überſchwemmung und einer Dampfkeſſelexploſion vorgebeugt war.

„Herr, mein Gott! Dieſer unſelige Roman!“ rief Frau Kovalski. Sie war nun von dem drohenden Weinkrampf, der ſich bei dem Anblick der Küchenverwüſtung angekündigt hatte, wirklich gepackt und ſuchte an Erwin Halt, der ſelber faſſungslos daſtand.

„Ein Unglück bringt zehn andre mit ſich,“ ſchluchzte ſie.

Tante Zänglein amüſierte ſich ſchon wieder.

„Das kommt wirklich alles vom Roman," ſagte ſie eifrig zu Gaſtelmeier und zwinkerte pfiffig mit den Äuglein. „Ich kenn' das ſchon. Nach ſo einem Mißerfolg ſind ſie gedankenlos wie die Hühner . . ."

Gaſtelmeier ging heute ganz überwältigt zu Bette und mit dem feſten Entſchluß, ſo bald als thunlich ſich aus dem Staub zu machen. Da war ihm ſein veritabler Rangierbahnhof mit der guten Verpflegung doch lieber als dieſer, der auf geiſtigem Gebiet verzehnfachten Spektakel machte. Da war gar kein Zweifel, von hier mußte und wollte er fort.

IV.

Faſtnachtsdienstag in München.

Die Narrenwelle, die das Lebensmeer jedes Jahr breit über die Stadt hinſpülen läßt, ſpült auch dieſes Jahr bei ſchneidendem Märzwind durch die Straßen und führt allerlei wunderlich aufgeputztes, aufgeregtes Volk mit ſich, dem der eiſige Wind um die Naſe ſtreicht, oder die leichenhaft ſtarren Larven lüftet, die bunten Lumpen um den Kopf ſchlägt und den Spaß im Freien einigermaßen verdirbt. Trotzdem war den ganzen Tag ein Gelauf und Gerenne geweſen. Der Humor war von der Kälte etwas ungelenk und froſtig geworden, mußte erſt die ſtarren Glieder recken, und von dieſer Anſtrengung wurde er dann etwas grob und unerfreulich. Es war notwendig, daß man ihn zum Auftauen brachte. Das fühlten alle und deshalb war ein gewaltiges

Drängen nach den Cafés und Wirtshäuſern und Bierkellern.

Es war auch ſchon längſt dunkel auf den Straßen, und die Verkappten, Vermummten und Ausſtaffierten drängten zum Licht wie die Mückenſchwärme. Sie wollten ſich ſehen laſſen und wollten ſehen. Und was draußen in der Kälte und dem ſchneidenden Wind eingefroren war, das begann in den heißen, mit Tabaksrauch und Menſchendunſt erfüllten Räumen ſich auszubreiten: das wurde kühn und unternehmend.

In den hellen reichen Räumen des Café Luitpold ſitzen an den runden Marmortiſchen Pärchen aller Art und ſchauluſtige Leute, die den Menſchenſtrom an ſich vorüberrauſchen laſſen, der durch das Café flutet, zur einen Thüre herein, zur andern wieder hinaus. In einer Ecke haben drei Perſonen Platz gefunden, ein junger Mann, dem die ganz naive Verliebtheit unbefangen aus den Augen ſieht. Ein armer verliebter Menſch, ein Menſch, der uns nicht unbekannt iſt, den wir bisher als ſehr vernünftig und reſpektabel kennen lernten, als durchaus comme il faut. Comme il faut-Meier! Seine beiden Nach-

darinnen tragen schwarzseidene Lärvchen. Die eine ist in einem braunen, soliden Wollenkleid gekommen, die andre in einem schwarzseidenen Fähnchen, das so reizvoll und eigenartig die junge Gestalt umschließt, so reizvoll, das Gastelmeier das Persönchen wie durch einen leichten Nebel sieht. Es ist ihm selbst nicht recht geheuer. Er wird ihn nicht los, diesen Anblick, ob er ihn vor Augen hat oder nicht. Der arme Gastelmeier ist bisher so gut durchs Leben gekommen und es scheint ihm auch, daß er jetzt noch gut damit auskommt, sogar besonders gut. Sein Lebtag war es ihm klar, daß es mit dem Verlieben eine faule Geschichte ist. Jetzt denkt er nicht daran.

„Da ist niemand, der mich kennt, ich thu' das Maskerl einen Moment ab," sagt das junge Geschöpf im schwarzseidenen Fähnchen. Gastelmeier blickt traumverloren auf sie, er will den ersten Blick in das enthüllte Gesicht thun.

Sie knüpft an ihrem Lärvchen. Es hängt ihr noch mit dem einen Gummiband, an dem das Knöpfchen ist, im Haar fest. Das Gesicht ist frei. Lebensvolle, brennende Augen schauen in das Getümmel, ganz versunken und benommen.

Im Januar war es, als Gastelmeier nach jenem etwas lebhaften Abend fest entschlossen war, den geistigen Rangierbahnhof so bald als thunlich zu verlassen, und jetzt ist's März und er steckt immer noch dort. Er ist Hausfreund geworden. Das Mädel ist ihm anvertraut.

Seine Kameraden haben die Sache längst durchschaut, haben anfangs geschwiegen, später gelächelt, noch später, zu spät, freundschaftlich gewarnt, dann wieder gelächelt und die Achseln gezuckt. Dem Gastelmeier war nicht mehr zu helfen, er hatte sich fürs erste in der Schlinge gefangen.

„Schau, Friedel, mich kennt erst recht kein Mensch hier, da thu' ich's auch ab. Mich erstickt's halt."

„Wenn du meinst," sagte Gastelmeier, und das zweite Lärvchen fiel auch.

Das war die Anna aus Rohrmoos. Gastelmeier aber sah nicht nach ihr. Seine Blicke hingen wie gebannt an dem eigenartig schönen Geschöpf neben ihm, das nur Augen für das Treiben um sich her zu haben schien. Anne sah mit einem langen Blick auf ihren guten Kameraden, mit so einem klaren, festen Blick, in dem deutlich

das Bewußtsein zu lesen stand: ‚Für dich ist da alles zu Ende.‘

Die rosigen Wangen wurden bleicher, und sie sah nun auch auf das schöne Mädchen.

‚So großartig brauchst dich auch nicht zu verhalten, daß du ihn da sitzen läßt, wie einen Narren, du,‘ dachte Anne. Er vergab sich etwas in ihren Augen, daß er sich so verliebt zeigte. ‚Ihr thuts euch leicht, ihr Mannsleut,‘ dachte sie wieder und lächelte. Ein Seufzer —

Jetzt, da niemand auf sie achtete und sie so einsam und verlassen neben dem Kameraden saß, den sie ihr Lebtag als von sich untrennbar betrachtet hatte — als einen, dem sie nie einen Namen gegeben hatte, der für das elternlose Mädchen, Bruder und Freund war, an den alle schönen Erinnerungen sich knüpften, da konnten ihre Gedanken in dem engen erstickenden Saal nicht mehr bleiben. Sie flogen hinaus in die stille Nacht, weit über die Stadt hinaus in das stille, dunkle Rohrmoos. Da würde es ihr wohler — und weher.

Jetzt kannte sie die Einsamkeit mit einemmal. Die schwere herzbedrückende Einsamkeit. Sie

fürchtete sich, in ihr altes Heim zurückzukehren, und hier wollte sie auch fort, je eher je lieber — das — nein — das that bis in den Grund der Seele weh, das mit anzusehen — das war menschenunmöglich. Es war ihr gerade, als wenn ihr jemand alle Lichter, die ihre Welt erleuchteten, vor den Augen ausbliese. Es wurde dunkler und dunkler und öder und öder und für immer und ewig. Unter dem runden Marmortisch faltete sie die Hände und saß still und gebeugt, vom Unglück getroffen da.

Einem übermütigen Menschen, der an ihrem Stuhl vorüberging, gefiel das blonde Mädchen und in der Maskenlaune legte er den Arm um ihre Schulter und versuchte sie zu küssen.

Da sprang sie mit einem Schreckenslaut auf und sah ganz entsetzt um sich her. „Herr, mein Gott!“ rief sie.

Der Übermütige lachte laut und verschwand mit einem Satz in der Menge, denn Gastelmeier setzte ein sehr würdiges und ernstes Gesicht auf.

„Ach du, gehen wir,“ sagte Anna.

„Deswegen?“ flüsterte ihr Gastelmeier lächelnd zu. — „Wart' nur, ich paß' besser auf dich auf.“

Gleich darauf sprach er mit Olly, die von einem wahren Eifer belebt war, alles zu sehen und alles zu hören was es irgend gab.

„Sehen Sie dahin, ach, sehen Sie dahin — Herr Gastelmeier, bitte!“ So rief sie alle Augenblicke. Nun sagte sie: „Wie gut von Ihnen, daß Sie mich mitgenommen haben! Sagen Sie selbst, wann sieht ein Mädchen, wie die Menschen sich eigentlich bewegen; an den Modellen doch wohl nicht?“

„Ist Ihnen denn das wirklich so eine Freude?“ sagte Gastelmeier.

„Freude? — Nein, Freude nicht. Notwendigkeit! Glauben Sie mir, ich bin nach solchen Dingen verschmachtet.“

„So ein kleines vergnügnngssüchtiges Fräulein!“

Da wurde das schöne Mädchen ganz erregt, die dunkeln Augen strahlten. Man fühlte, sie konnte nicht recht zu Worte kommen.

„Nein —!“ sagte sie — „da haben Sie mich mißverstanden. In Ihrem Sinne macht mir's kein Vergnügen, — anders! Ich sehe die Dinge und lerne und lerne, wissen Sie, so mit ganzer

Seele! Ich fühle dann: so kann man etwas leisten, so mitten im Leben, nie wie bei uns Frauen, wir stehen immer abseits. Was kann man da . . . Ich will sehen, wie die Menschen leben. Verstehen Sie mich doch." Sie legte im Eifer ihre Hand auf die seine, wie um an seinem Verständnis zu rütteln. „Ist denn das so schwer zu begreifen? Ich bin Künstler wie Sie Künstler sind. Und Sie glauben nicht, wie eine Frau nach dem Leben und der Wahrheit haschen muß. Sie bekommt nie die Wahrheit zu sehen!"

Olly machte Aufsehen. Allerlei Masken sammelten sich um den Tisch und banden mit ihr an. Gastelmeier wollte bei jeder Gelegenheit ritterlich seiner Dame beistehen.

„Lassen Sie, lassen Sie!" bat sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, gewissermaßen, um ihn zu verhindern, aufzustehen. Dann plauderte und lachte sie weiter mit den andern und ging auf alle Scherze ein.

Ein Paar ließ sich neben ihr nieder, wie es schien, ein Akademiker als Köchin verkleidet und ein zweiter als Gerichtsvollzieher. Der letztere fragte sie, wer sie sei.

„Ein Malermadel," antwortete ſie.

„Das Madel von ein Maler, oder malſt ſelbſt?"

„Ich mal' ſchon ſelbſt."

„Da iſt net viel bei dir zu holen! Malermadl? A verſchmierte Leinwand, an Zahnbürſchtel, wanns eins haſt, a Malſchürzen und a ſchlecht's Gwandl — dein beſt's haſt' an, net?"

„Geltens," ſagte Olly mit lachenden, ſtrahlenden Augen. „Morgen kommt ſchon einer zu uns, wenn auch du net." Sie wandte ſich vom Pſeudo-Gerichtsvollzieher lachend zu Gaſtelmeier. „Es kommt wirklich einer, komiſch." Gaſtelmeier ſah ſie ganz verblüfft an.

„So," ſagte die Maske. „Da nimm dich in acht, daß er dich nicht mitnimmt, du mit deinen unſinnigen Augen, wann ich käm', das wär' das erſte."

„Geltens," ſagte Olly wieder, „das ſollte dir aber net übel bekommen."

„Sehr einfach," meinte die Maske zu ſeinem Genoſſen gewendet, „da müſſen wir zu dieſem kleinen Teufel unſern dreſſierten Löwen mitbringen." Darüber lachte Olly wieder unbändig. Sie lachte über alles.

„Laſſen Sie doch dieſe Leute," flüſterte Gaſtelmeier ihr erregt zu. — „Schließlich, angenehm kann es Ihnen doch nicht ſein, wenn der Kerl zudringlich wird."

„Aber gleichgültig. Sehen Sie nur, der eine ſieht ganz wie eine Gans aus, wenn er die Augen ſo verliebt verdreht. Nicht hier iſt Maskerade, ſondern die ganze Zeit draußen iſt Maskerade. Heut ſind die Leute, wie es ihnen bequem iſt und paßt, und das ſind erſt Bewegungen, was man hier ſieht, alles andre iſt Marionette. Wie ich Ihnen danke, daß Sie mich mitgenommen haben!"

„Ich glaube, Fräulein Olly," ſagte Gaſtelmeier unwirſch, „Sie ſtudierten noch, wenn ſo ein Kerl Ihnen einen Kuß geben würde?"

„Freilich!" ſagte ſie. „Mich ginge der Kuß ja nichts an."

„Na," meinte Gaſtelmeier, der am liebſten das Mädchen am Arm genommen und aus dem Saal geführt hätte.

„Hat Sie ein Hund ſchon geküßt?" fragte Olly, „ſo was man von einem Hund küſſen nennt. Das iſt unangenehm und man ſieht zu

daß es nicht geschieht.“ Ihre Augen hatten schon wieder etwas in der Menge entdeckt, was ihre Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm. „Nein,“ sagte sie wie zu sich selbst, wie soll man Künstler sein, wenn man das Leben nicht kennt!“

Gastelmeier wendete sich an Anne und sagte leise: „Denk' nicht schlecht von ihr. Du solltest sie einmal zu Hause sehen, so ein braves Mädel. Sie ist nicht wie die meisten andern, und sie malt wirklich brillant, da könnte sich jeder Mann freuen, wenn er's so fertig brächte. Aber weißt du: — es ist doch schad' an einem Mädel.“

„Schad'?“ fragte Annele. „Ich mein', ich versteh' sie, besser als du sogar. Das ist nicht schad'. Sie ist ein mutiges Mädchen.“

Das sagte Annele und das Herz that ihr dabei weh, als wollte es zerbrechen — aber sie mußte es sagen.

„Du, das wundert mich von dir. Ich dachte, die Art müßte dir mißfallen,“ erwiderte er darauf.

Annele brach das Gespräch ab und schaute in das Getümmel hinein, als wenn sie etwas sähe; sie sah aber nichts, was um sie vorging, nur

immer die eine einzige Öde, in der ſie von nun an, wie es ihr ſchien, für immer zu leben hätte.

„Wie iſt denn das mit dem Gerichtsvollzieher?“ fragte ſie nach einer Weile leiſe.

„Was meinſt du denn?“ flüſterte Gaſtelmeier.

„Sie ſagte doch, es käme morgen einer zu ihnen. War das ein Spaß?“

„Unmöglich,“ meinte Gaſtelmeier; bei ſich aber dachte er: „Weshalb nicht. Bei uns geſchieht ja allerlei derartiges.“

„Fräulein Olly,“ wendete er ſich wieder leiſe an dieſe, die eben eine Pauſe im Plaudern gemacht hatte, „was war denn das vorhin mit dem Gerichtsvollzieher?“

„Was denn? — Daß morgen einer zu uns kommt? — Im Ernſt. Er holt nur ein paar Sachen,“ ſagte Olly ſeelenruhig. „Wegen der Metzgerrechnung. Der Menſch will nicht länger warten.“

„Ach ſo,“ meinte Gaſtelmeier mit nicht ganz natürlicher Seelenruhe.

‚Dieſe vollkommene Wurſchtigkeit,‘ wie er in ſeinem Innern ſich ausdrückte, ärgerte ihn und doch hatte er wieder ein ſonderbares Gefühl der

Bewunderung, wenn er an den Riesenfleiß des Mädchens dachte — und an Erwin, den guten Jungen, der wie ein Rasender weiter komponierte an Dingen, die ihm nie ein Buchhändler abnehmen würde, der Rufe aller Art an die Menschheit zur Umkehr in petto hatte, der sich in Romanen empörte, empörte über Dinge, mit denen alle Welt zufrieden war; und mit all dem Fleiß und all dem Hetzen konnten sie nicht ihr ruhiges Stückchen Brot verdienen und zogen wie in eine Glückseligkeit in dieses fruchtlose Treiben auch noch Emil, den armen Burschen, mit hinein. Ollys Talent war auch durchaus nicht brav und den Menschen wohlgefällig. Es war eigenartig, nicht einschmeichelnd.

‚Armes Ding,‘ dachte Gastelmeier. Er hätte das schöne, zarte Geschöpf in seine Arme nehmen und sie aus dem seelenverzehrenden Treiben hinaustragen mögen. Er fühlte sich so ganz als den typisch starken Mann und sah in ihr das typisch schwache Weib. Wohin sollte der jetzige Zustand führen? Er sah sie in Not und Elend, den zarten Körper gebrochen von Überarbeitung, Hunger und Elend — und er konnte sie sich doch nicht mutlos

vorſtellen, und nicht ohne Feuer und Lebenskraft. Er ſah ſie in allen Lagen und er konnte ſie ſich nicht gedankenlos und nicht ſchlecht vorſtellen und auch nicht verzagt. Noch nie hatte ein Weib ihn ſo erregt, noch nie hatte er über ein Weib ſo nachgedacht, das Geiſtige ſo empfunden. Bisher hatte nur Friſche der Jugend auf ihn gewirkt. Aber hier — ja, die Jugend liebte er auch hier; aber dieſer junge, ſchöne Körper ſchien die leichte Hülle von etwas ihm Unbekanntem zu ſein, das hier für ihn zum erſtenmal das Körperliche durchleuchtete.

Ja, zum erſtenmal. Bisher waren für ihn alle Weiber Körper mit etwas Herz geweſen, mit ſo viel Herz, als gerade notwendig — und dies Herz war ihm als etwas unſäglich Langweiliges erſchienen. Und nur das ganz junge Weib war für ihn Weib; wo er dieſe Jugend nicht mehr antraf, war für ihn auch das Weib nicht mehr vorhanden, etwas Andres war an deſſen Stelle getreten, etwas Unerfreuliches. Seine Mutter hatte er geliebt, weil ſie eben ſeine Mutter war. Annele war ihm lieb, weil ſie zu ihm gehörte. Ein fremdes Volk waren ſie ihm alle geweſen,

eine unter ihm ſtehende Menſchenkaſte, etwas, was ihn vorderhand gottlob nichts anging, von dem er ſich aber Ideale zu machen liebte, an die er ſelbſt nicht recht glaubte. Und das Ideal, das er ſich gemacht hatte, pfropfte er allen auf, mit denen er in Berührung kam. Auch hier bei Olly wollte er es verſuchen, aber er wußte nicht recht damit fertig zu werden. Die Pflanze war ihm zu fremd.

Übrigens hatte er ſich dieſen Abend anders vorgeſtellt. Das Mädchen hatte nur Augen für das, was um ſie her vorging, und er hätte ſich gerade vor Annele gern zeigen wollen. Daß Olly ihm ſoweit gut geſinnt war, wußte er, und ſo ein Abend war eigentlich die Gelegenheit, ſeinem freundlichen Verhältnis zu ihr eine etwas andre Richtung zu geben, eine Richtung, die er ſehnlichſt herbeiwünſchte. Als ſie bei einander ſaßen und der Strom immer neuer Masken ſich an ihnen vorüberwälzte, wendete ſich Olly zu ihm, nachdem ſie längere Zeit ſtillgeſeſſen, und ſagte: „Ich habe eine große Bitte an Sie, Herr Gaſtelmeier.“

„Nun?“ fragte Gaſtelmeier geſpannt. Er war wie elektriſch geladen, jede Verbindung mit

Olly ließ ihn Funken ſprühen, die ihm das Herz für einen Augenblick erleichterten.

„Führen Sie uns in die Zentralſäle. Ich muß das auch ſehen.“

Da war es ihm aber, als habe er einen Schlag ins Geſicht bekommen. Das hätte ſein Ideal, das er ſich vom Weibe gemacht hatte, nie geſagt. Sein Ideal hätte überhaupt nichts davon gewußt, daß Zentralſäle exiſtieren, wenigſtens von jenen Faſchingsbällen hätte es nichts gewußt, und hätte es etwas gewußt, ſo hätte es dies doch nie und nimmermehr einem männlichen Weſen eingeſtanden.

Aber Olly kümmerte ſich um ſein Ideal, wie es ſchien, nicht im geringſten. „Kommen Sie,“ ſagte ſie eifrig.

„Nein, Fräulein Olly, das geht nicht,“ antwortete er, nachdem er ſich von ſeinem Schreck erholt hatte, „und ich muß mich wundern, wie Sie überhaupt auf dieſe Idee kommen.“ Er ſetzte eine gewiſſermaßen väterlich würdige Miene auf.

„Sie ſind etwas begriffsſtutzig, mein Herr!“ ſagte Olly komiſch und ungeduldig. „Ich möchte wiſſen, wie oft ich es Ihnen erklären muß.“

„Ach so," meinte Gastelmeier, der die Künstlerschaft Ollys immer vergaß; daß ein Weib noch etwas andres als Weib sein könnte, war ihm noch zu neu. Diesmal sah er es, mochte es nun sein wie es wollte, für seine Pflicht an, Ollys Wunsch nicht zu erfüllen. Das war ja überhaupt kein Wunsch, der zu berücksichtigen wäre. Ins Gesicht hätte er sich schlagen müssen, wenn er ein junges, unschuldiges Mädchen aus anständiger Familie zu einem solchen Ball hätte führen wollen, er, Gastelmeier!

Aber bleibe einer seiner Würde treu, der in einen Strudel gerissen ist, und so ein echter, rechter Liebesstrudel ist in dieser Beziehung gefährlicher als irgend ein Sturm oder Wasserwirbel.

Im Lauf einer halben Stunde befanden sie sich alle drei einmütig miteinander auf dem Weg nach den Zentralsälen. Die Mädchen hatten Lärvchen und Kapuzen wieder aufgesetzt, — den Ausschlag zu diesem Entschluß hatte Annele gegeben, Gastelmeiers gutes, einfaches Annele. „Gehen wir doch," hatte sie gesagt, „wenn sie es will, weshalb denn nicht — wenn sie's zu ihrer Malerei braucht? Ich kann mich nicht anders

ausdrücken," fuhr sie ruhig und bedächtig fort, „wenn ich eine Kuh malen könnte, würde ich sie auch nicht während der Stallfütterung malen, sondern wenn sie auf der Weide ist."

„So," sagte Gastelmeier, „die Weiber halten immer zu einander."

„Was anders wie im Luitpold wird's ja doch wohl auch nicht sein," sagte sie. „Rechte Kälber sind's. Jedes macht so seine Sprünge. Ein bissel Freiheit — dann ist's bei Mensch und Vieh das Gleiche."

Olly und Annerl fanden sich ganz gut zu einander. Und Annerl war tapfer. Gerade weil Olly es war, durch die ihr so weh geschah, gerade deshalb mußte sie ihr beistehen.

„Ich halt' mich fest an dir," sagte Annerl zu Gastelmeier, als sie die steile, steinerne Treppe zu den Zentralsälen hinaufstiegen.

„Thu das nur, und Sie auch, Fräulein Olly."

Die ganze Treppe entlang standen trübselig alte verdorrte Tannen, die hatten schon den ganzen Winter als Schmuck gedient und verloren jetzt die braunen Nadeln. In den Korridoren, wo die Menschen eng an den Zweigen vorüberstreiften,

waren die trockenen Bäume zu Besen geworden. Zwischen diesem elenden Festschmuck drängte die Menschenmenge ein und aus, Männer und Frauen, lauter junge Frauen in meist schwarzen, eleganten Kleidern mit bloßen Armen und Schultern. Fast alle hatten ihr schwarzseidenes Lärvchen vor und eine sonderbare kapuzenhafte Kopfbedeckung. Unsre drei hatten schon genug derlei Gestalten im Café Luitpold gesehen.

Annele hielt sich eng an Gastelmeier fest. „Nicht du, du nimmst mir's net übel, wenn ich mich fest halt'?" sagte sie noch einmal. Und es lag etwas in dieser Frage, das jedem andern aufgefallen wäre, nur Gastelmeier nicht, der beunruhigt und erregt mit seinen beiden Schutzbefohlenen vorwärts strebte.

„Also ihr wollt wirklich?" fragte er noch einmal.

Annele antwortete nicht, aber Olly sagte ruhig und bestimmt: „Ja."

Jetzt traten sie ein. Es war gerade Tanzpause und die Paare gingen, wie auf jedem andern Ball, in langem Zug durch den Saal und plauderten. Auch hier waren die Wände

mit hohen, verdorrten, zum Teil kahlen Tannen jämmerlich verunziert. Annele hielt Gastelmeier weniger fest. Es war so wie überall, sogar in Obersdorf im großen Wirtssaal: wenn sie da im Winter ein paarmal tanzen ließen, war's auch nicht anders. Die Frauenzimmer hier hingen sich zwar etwas sehr zuthunlich den Herren an den Arm; das hatten sie im „Luitpold" auch gethan. Ihre Toilette war freilich anders wie die der Honoratiorendamen in Obersdorf. Wie ihnen alles saß und stand, welche Grazie, welche Vornehmheit, oder doch so etwas Ähnliches wie Vornehmheit! Anna mußte einigen von ihnen ganz bewundernd nachblicken. Andre sahen wieder unerfreulich aus, in lumpigen, kurz geschürzten Maskenkleidern.

Alle drei waren ganz ruhig mit einander gegangen. Jetzt kam ihnen ein armseliger Bürgersmann entgegen, ein krank und verkommen aussehender Mensch, ein Handwerker im Sonntagsstaat; der ging auf Olly zu, hob ihr den Schleier vom Lärvchen und wollte ihr einen dürren Tannenzweig, den er zwischen den Fingern hielt, in den Mund schieben: „Da friß!" sagte er.

Gaſtelmeier riß das Mädchen näher an ſich.

„Gelt, das magſt net!“ rief der armſelige Menſch und wollte vor Lachen platzen. „Brauchen S' denn alle zwei? Vergunnen S' mir net den Käfer?“

Gaſtelmeier zog ſeine beiden Mädchen mit ſich. Da begann die Muſik, einen Walzer, und der Tanz ging los. Die Paare ſchmiegten ſich zärtlich aneinander.

„Iſt das ein ſchwüles Treiben hier,“ ſagte Annele.

„Wollt ihr was trinken?“ fragte Gaſtelmeier.

„Hier nicht um die Welt,“ erwiderte ſie. „Sie auch nicht?“

Olly ſchüttelte den Kopf. Sie hatte nicht Zeit zum antworten, ſie ſchaute angeſtrengt, ſprach nichts und ſah nur — ganz verſunken.

Bevor eine Quadrille begann, ſtanden ſie alle drei in einer ziemlich ſtillen Ecke, die aber bald von allerlei Pärchen ſo überſchwemmt war, daß ſie ſich in der größten Enge befanden. Olly hatte für einen Augenblick Gaſtelmeiers Arm losgelaſſen. Das hatte ein ſehr erhitzter Herr, dem der Cylinder faſt im Nacken ſaß, benützt, ſie mit

affektierter Höflichkeit und einem lächerlich tiefen Bückling zum Tanz zu holen.

„Mignon," sagte er, wie zu einer Katze, und auch er versuchte das Schleierchen über Ollys Lippen zu lüften. Da legte Olly den Arm in den seinen und ließ sich zum Tanz führen.

Annele hatte es früher als Gastelmeier gesehen und stieß einen kleinen Schreckenslaut aus.

„Ist das die soeur?" fragte der Herr und neigte sich vertraulich zu Olly, spitzte die Finger und warf Annele eine Kußhand zu — zum Trost gewissermaßen.

Er hatte aufgeworfene Lippen, glänzend braune Knopfaugen, und war sehr echauffiert. Er führte Olly an ihren Platz und die Musik begann.

War der Walzer schon zärtlicher Natur gewesen, so war es die Quadrille erst recht. Die Pärchen drückten und küßten sich untereinander, daß es nur so eine Art hatte, und in weiße Schultern und Arme wurde gekniffen, daß die roten Male zu sehen waren.

Olly gegenüber biß ein junges Ding mit den glänzend weißen Perlenzähnchen ihren Tänzer in die fette Wange — Olly schüttelte sich vor Ekel.

„Rühren Sie mich nicht an," flüsterte sie ihrem Tänzer empört zu, als auch er Miene machte, vertraulich zu werden, und „rühren Sie mich nicht an," flüsterte sie wild und zornig wieder und wieder.

Das schien den feinen Herrn außerordentlich zu amüsieren, er that wenigstens so, behandelte seine Dame mit affektierter Höflichkeit und Hochachtung. — Und Olly sah die erhitzten Gesichter, die sinnlich stieren Augen, die leidenschaftlichen Bewegungen, hörte das Johlen und Auftreischen; zuletzt sah sie eine unglaubliche Umwandlung, es war ihr, als sei sie nicht mehr unter Menschen, sondern unter einer Horde wilder, wütender Affen.

Kaum war sie frei, so bahnte sie sich den Weg zu Gastelmeier und Annele. Und als sie vor Gastelmeier stand, war dessen gutmütiges, rosiges Gesicht fahl und er sah sie mit einem starren Ausdruck an.

„Hat er Sie geküßt?" fragte Annele. Olly schüttelte den Kopf.

„Das hätte er gebüßt," sagte ihr Beschützer verbissen.

Olly zitterte vor Erschöpfung, ihr schwindelte

und ſie faßte Anneles Arm, denn Gaſtelmeier machte keinerlei Miene, ihr den ſeinigen zu bieten.

„Ich glaub', du meinſt ſchon wieder, ſie hätt's zum Vergnügen gethan?“ ſagte Annele. „Net wahr?“

„Auf ſo komplizierte Geſchichten,“ ſagte Gaſtelmeier kühl, „bin ich nicht eingerichtet.“

Olly hob jetzt den Kopf, ſie hatte bisher auf Gaſtelmeier ſcheinbar nicht geachtet und war ganz befangen geweſen.

„Ihnen iſt es unangenehm, daß ich da mitgetanzt habe,“ ſagte ſie ruhig, „und Sie haben mir Ihren Arm deshalb nicht gegeben? — Sagen Sie 'mal, haben Sie Freunde, die hier öfters die Zeit verbringen?“

Gaſtelmeier that, als überhörte er die Frage.

„Sagen Sie's doch,“ wiederholte ſie.

„Freunde? Jawohl!“ erwiderte er kurz.

„Denen geben Sie dann auch nicht die Hand?“

„Mein Gott,“ ſagte Gaſtelmeier. „Das iſt natürlich etwas andres.“

„Natürlich,“ ſagte Olly. „Kommen die Freunde zu ihrem Vergnügen hierher?“

„Jedenfalls.“

„Und oft?“

„Oho, was ist denn das für ein Verhör?“

„Ich möchte wissen, wie oft etwa,“ fuhr sie ruhig zu fragen fort.

„Wenn es ihnen paßt und sie nichts andres zu thun haben, kommen sie in der Faschingszeit wahrscheinlich oft hierher,“ erwiderte er.

„Womöglich alle Abende so lang es dauert — jahrelang?“

„Meinetwegen,“ sagte Gastelmeier, „was geht's mich an?“

„Die Hand würde ich ihnen dann allerdings nicht geben, und ihre Kleider würden mich ekeln, und sie selbst würde ich verachten — wissen Sie, verachten — das ist's.“

„I wo,“ sagte Gastelmeier. „Es können die besten Burschen sein; danach darf man nicht gehen bei einem Manne.“

„Auch dann nicht, wenn sie sich hier wirklich und wahrhaftig vergnügen, wenn sie sich hier im Schmutz gewälzt haben, auch dann nicht? — Und wenn es ein Mädchen auch nur gesehen hat, ohne jeden andern Anteil der Seele als Ekel und Verachtung, dann glauben Sie, sie sei schmutzig

geworden, es ſei etwas hängen geblieben? Sie wagen es, ihr die Hand zu entziehen? Ich habe es wohl bemerkt.“

Olly hatte bebend geſprochen. „Gehen Sie — gehen Sie — ſo einen ungerechten Schutz brauch' ich nicht. Ich bin mir wahrlich Schutz genug. Was ich ſehen wollte, hab' ich geſehen. Wiſſen Sie, wir Frauen werden, wenn wir Figurenmaler ſind, leicht ſüß — ein Wunder!“ — Sie zuckte die Achſel. „Wir anſtändigen Frauen bekommen das Leben ſo ſüß vorgemalt — ſo ſüß und harmlos. Es iſt alles ſo wunderbar in Ordnung, es ſind alles ſolche würdevolle Muſtermänner, ſo vortreffliche Verlobte und Ehemänner, ſanft wie die Lämmer. Wir bekommen die Leute nur immer zu ſehen, wie der Director ſeine Schüler beim Examen. Meinetwegen — aber in der Kunſt will ich nicht ſüß werden. Ich will nicht. Wahrheit will ich! Und wenn Sie mich drum verachten, verachten Sie mich! Und wenn Sie Ihren Arm einziehen, ziehen Sie ihn ein! Ich brauch' ihn nicht!“

Damit war ſie auf und davon gegangen durch das Gedräng — und im Gedräng verſchwunden. Gaſtelmeier und Annele eilten ihr nach.

„Da durch die Thür ist sie 'nausgeschloffen," rief Annele. Sie bahnten sich durch die tanzenden Paare den Weg und standen draußen, vor der steilen, steinernen Treppe.

„Da ist sie nicht mehr!" sagte Annele.

„In der Garderobe," meinte Gastelmeier ganz fassungslos.

„I wo, die ist fort!" erklärte Annele bestimmt. „Gehn wir g'schwind in die Garderob' und holen wir die Sachen!"

Gastelmeier stürzte fort und kam bald mit den Sachen für alle drei zurück.

„Die hast du wenigstens schnell derwischt," meinte sie, und nun liefen sie miteinander die steile, mit Straßenschmutz bedeckte Treppe hinab, an den vertrockneten Bäumen vorüber, hinaus ins Freie.

Gastelmeier nahm einen Wagen, half Annele hinein, gab den Kutscher Anweisung, und nun ging's vorwärts, während jedes der zwei zu einem Fenster hinausschaute. So mußten sie das schöne gekränkte Geschöpf auf seinem Heimweg einholen und entdecken. Der eisige Märzwind hatte Schnee gebracht und spielte mit den Flocken, trieb sie vor

ſich her, wehte ſie von den Dächern herab, türmte ſie an den Straßenecken auf, klebte ſie an die Häuſerwände wie eine dichte Decke und trieb tauſenderlei Unfug mit ſeinem Spielzeug. Und in dieſes Treiben war das arme, zarte Ding hineingeraten.

„Nicht zu ſchnell fahren,“ rief Annele dem Kutſcher zu, „damit wir ſie nicht überſehen.“

„Sie wird doch auch den Weg nach Hauſe zu gegangen ſein?“ fragte Gaſtelmeier ſchüchtern.

„Freilich,“ ſagte Annele. Und als ſie über den Odeonsplatz fuhren, ſah ſie einen kleinen, ſchwarzen Schatten an dem Hofgartenthor.

„Da iſt ſie!“ rief ſie dem Kutſcher zu, und kaum daß ſie gehalten hatten, ſprang ſie hinaus.

„Gelt, du bleibſt drin, ſonſt erſchrickt ſie,“ flüſterte ſie ihm zu und ſtapfte gleich darauf durch den Schnee.

Der kleine Schatten verſchwand nicht.

„Da haben wir Sie doch eingeholt,“ ſagte Annele und legte ihr den Mantel um die Schulter. Sie fühlte dabei, wie der zarte Körper zitterte.

Olly ſprach kein Wort. Die beiden Mädchen gingen miteinander dem Wagen zu und auf dieſem

Weg ſagte Annele zu ihrer Begleiterin: „Seien Sie nicht bös auf ihn. Feuer im Herzen, Rauch im Kopf. So ſteht's glaub' ich, mit ihm."

Olly erwiderte nichts, aber ſie zuckte leicht zuſammen. Von Mama und Tante Zänglein hatte ſie ſchon manche Anſpielung hören müſſen. Sie hatten ihr von Gaſtelmeiers ſoliden Verhältniſſen geſprochen, von dem Glück für die Familie. Die Mama hatte bei dieſen Andeutungen geſtrahlt. Sie hatten Olly damit gereizt und erregt. ‚Geld ins Haus! Geld ins Haus! Das iſt's im Grunde doch, was ſie alle wollen. Das allein!' hatte ſie zornig gedacht. ‚Wie wenig ernſt iſt es ihnen allen mit der Kunſt, und Mama am wenigſten, trotz ihrer vielen Worte, trotzdem ſie uns hineingeſetzt hat!' — ‚Und, du wirſt ruhig bei ihm Künſtlerin bleiben dürfen — das iſt auch zu bedenken,' hatten ſie ihr geſagt. ‚Geld iſt genug dazu da, Verliebtheit auch. So etwas trifft ſich nicht leicht wieder.' Das war Tante Zängleins Stimme, die das geſagt hatte.

Als ſie in den Wangen ſtieg, half ihr eine Hand, die ſie zart und ſchüchtern berührte, ſo zart und vorſichtig, als wenn ſie eine Puppe

oder ein Heiligtum wäre, und der zarte Griff dieſer Hand that ihr wohl, trotzdem ſie noch voller Zorn war. Sie fühlte ſich mit einemmal ſo geborgen wie nie in ihrem Leben.

„Bring' ſie nur hinauf," ſagte Annele, als der Wagen in der Blütenſtraße hielt. „Mich führt der Kutſcher ganz ſicher nach Haus."

Und als die Hausthüre hinter den zweien ſich geſchloſſen hatte, fuhr die dritte einſam dahin mit einem Herzen, das zum zerſpringen voll Leid war, und ging dann eine finſtere Treppe hinauf und in das Gaſtſtübchen ihrer alten Tante, bei der ſie die letzten Faſchingstage einlogiert war, und in dieſem Stübchen verbrachte ſie eine bittere, ſchwere Nacht.

* * *

Eine Nacht, anders wie jede andere Nacht ihres Lebens, verbrachte auch Olly, eine Nacht des Überlegens und Forſchens, des Erwägens. Das kam dieſem Kopf befremdlich vor, über Lebensfragen zu brüten.

„Er verſteht mich nicht," ſagte ſie ſich und lag mit weit offenen Augen im Bette. „Aber er

iſt gut und hat mich lieb. Es ſcheint, die Menſchen verſtehen einander überhaupt gar nicht. Mama — verſteht die mich etwa, oder Erwin oder Emil? Tante Zänglein? Das darf man ſcheint's nicht erwarten, das Verſtehen. — Möchte wiſſen, wer einander verſteht."

Seine Stimme hatte ſie von Anfang an gern gehabt. Und wie er ſie heute angefaßt hatte, um ihr in den Wagen zu helfen, das hat ihr tiefen Eindruck gemacht, wie zart, wie freundlich, wie ... ja, wie denn? Niemand hatte ſie noch ſo berührt, da lag alles darin in dieſer Berührung, auch die Bitte um Verzeihung und eine große Liebe, und daß ſie für ihn etwas Wertvolles ſei, — ja, ganz wie ſie zuerſt gedacht hatte, daß ſie für ihn ein Heiligtum ſei. Wie ihr das den ganzen Körper wie mit Wohlbehagen durchrieſelte: Jemandes Heiligtum ſein!

Er würde auf den Knieen vor ihr liegen — nein — das würde er nicht thun — gewiß nicht. Wie lächerlich müßte das auch ausſehen! Sie würde ihm dann gerade auf ſein Glatze ſehen.

Als er mit ihr die Treppe hinaufgegangen war, hatte er ihr mit einemmal beide Hände ge-

küßt, mitten auf der Treppe. So ein verliebter Mann iſt komiſch. — Aber das mißfiel ihr nicht an ihm. Es war ſo angenehm komiſch. Sie ſah ihm gern zu.

‚Ja, wenn er mich bei meiner Arbeit läßt, wenn es ſo bleibt, wie es iſt — beinah ſo — dann ... ja dann. Von daheim fort? — O ja, weshalb nicht?‘ dachte ſie.

Sie fühlte, daß es ihr nicht ſchwer wäre. Sie würden miteinander nach Paris reiſen, und ſie würde eine Zeit lang dort lernen. — Herrgott, das hatte ſie immer ſo brennend gewünſcht. Dort konnte ſie finden, was ihr noch fehlte. Schade, daß die zu Hauſe es gar zu gern wollten — ſchade.

Weshalb dies ſchade ſei, war ihr nicht ganz klar, aber es war ſchade. Es war ihr, als wenn ein Reiz fehlte, und ſie ſuchte dieſen Mangel darin, daß ſie mit ihrem „Ja“ Wünſche der Familie erfüllte, die ihr ſelbſt nicht aus der Seele geſprochen waren. Wo etwas herausſchaut — das iſt immer das beſte. Geld ins Haus! Das lag verdeckt von großen Worten über allem, was ſie leiſteten und thaten. Das war die Triebfeder

für das hetzende Treiben im ganzen Haus, der Grund des litterarischen Martyriums von Erwin, der Grund, weshalb Emil mit in das Elend gezogen wurde, weshalb die Mutter Olly ihr Lebtag gesteigert und zum Fleiß angefeuert hatte. Noch immer das leichteste, nobelste Mittel, Geld zu verdienen, sah die Mama in der Kunst. Der Gelderwerb war's; sie hofften, mit all der Qual Geld zu verdienen!

Das hatte Olly schon längst herausgefühlt, das war's, was sie empörte, was sie den Ihrigen entfremdete. Ihr war karg leben kein quälender Gedanke, — gar nicht. Den Ihrigen war er entsetzlich.

Sie sah das strahlende Gesicht der Mutter bei einer gewissen Nachricht und fühlte einen zornigen Ärger.

V.

Alles war nun schon vorüber, alles Erwarten, unendliche Naivetäten und Thorheiten, ein gut Teil Kämpfe, Enttäuschungen, Braut- und Bräutigamsstimmung. Sie hatten im Mai, zur größten Zufriedenheit der Familie in der Blütenstraße, geheiratet — und nun war es schon Weihnachten, der Sommer war vorüber und mit dieser Wandlung waren allerhand menschliche Wandlungen vorgegangen.

Wie einen Traum hatte sie Verliebtheit, Verlobung und die Hochzeit über sich ergehen lassen. Es hatten ihr Betrachtungen gefehlt, die ein ganz in gesunden Verhältnissen stehendes Mädchen gemacht haben würde, es hatten ihr auch die süßbräutlichen dämmerhaften Gefühle gefehlt. Sie hatte bisher eine Sehnsucht nach Liebe kaum empfunden. Ihre Seele war immer ausgefüllt ge-

weſen, ſo ganz und voll ausgefüllt. Dieſe „Liebesgeſchichte“, wie ſie ſich in ihren Gedanken ausdrückte, war eigentlich etwas Unnötiges. Sie fand kaum Platz in ihr.

Während der ganzen Zeit ihrer Verlobung war ſie einen Druck, der über ihrem Gemüt lag, nie ganz losgeworden, ſo einen etwas bangen Druck, wie ſie ihn früher wohl ähnlich nach einem übereilten Kauf empfunden hatte. Dies Gefühl war ihr bekannt genug, denn ſo lange ſie denken konnte, war jedesmal, ſowie ſie Geld hatte, etwas gekauft worden, für das ſie eigentlich keine Verwendung fand.

Während der Zeit ihrer Verlobung hatte ſie auch öfter einen Traum gehabt, den ſie hin und wieder träumte, immer, wenn ein Beſitz ſie bedrückte: Räume voll Sachen, voll lauter Sachen und Lumpen. Alles vollgepfropft, von oben bis unten — beängſtigende Maſſen, und alles ihr gehörig, und ſie ſollte es unterbringen und ordnen. Die Sachen quollen und quollen und wurden mehr und mehr. Sie wußte ſich nicht zu raten und zu helfen. Die Lumpenmaſſen wuchſen um ſie her und verbauten ihr Licht und Luft, es wurde enger und enger, ſie erdrückten ſie.

Das war ein Traum, der die kleine Tagesempfindung ins riesenhafte verzerrte. Und sie erwachte nach diesem Traum immer seelenbedrückt und erschüttert von einem unbestimmten Grauen. Es fiel ihr auf, daß sie diesen Traum während ihrer Verlobungszeit öfters hatte; aber sie dachte nicht darüber nach. Sie war eben noch gar nicht dahingekommen, über das Leben nachzudenken. Es kam, wie es ihr schien, alles von selbst, und machte sich alles von selbst, es lebte sich von selbst. Ihre Gedanken gehörten alle ihrer Kunst; da waren sie geschäftig wie die Ameisen, da bauten und bohrten sie und arbeiteten und kämpften. — Um das Leben? Hatte sie diese Verlobung erstrebt? Nie! Und sie hatte sich gemacht.

Es waren alle möglichen Annehmlichkeiten gekommen. Olly war mit einemmal wie in eine leichtere heitere Luft versetzt. Blumen — überall Blumen für sie. — Jedermann war mit ihr, als wäre sie neugeboren, ganz anders als mit der unverlobten Olly. Man hörte mehr auf sie. Auf ihre Wünsche wurde Rücksicht genommen, so wie früher, wenn sie ihren Namenstag hatte. Und er? Daß ein Mensch so ununterbrochen gut

und glückselig sein konnte, so ein Mensch mit einer Glatze! — und wegen ihr! — Großer Gott, wegen ihr?

Sie träumte das Leben. Es war noch kein Leben aus Fleisch und Blut. Während der ganzen Verlobungszeit blieb sie bei ihren festen Arbeitsstunden und duldete auch nicht, daß Gastelmeier früher aus seinem Atelier kam, um ganz still und artig hinter ihrem Stuhl zu sitzen und ihr bei der Arbeit zuzuschauen. Sie wollte das nicht.

„Keine Eingriffe, nein, nein, keine Eingriffe in mein Recht!“ sagte sie ihm dann lachend. „Du weißt es ja — die Bedingung: wir heiraten einander — du weißt doch unter welcher Bedingung?“ Dann sah sie fragend und gespannt auf ihn. „Daß ich bei dir arbeiten darf?“

Sie wollte ihre Antwort.

Und er schloß sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen. „Freilich, freilich, mein Schatz,“ sagte er und dachte wohlgelaunt und leichten Herzens: „Laß nur erst einmal alles kommen, was kommen wird.“

Er dachte an ihr erstes Kindchen und sah ein Bild vor sich, so unbeschreiblich entzückend für

ihn, daß er das Mädchen gar nicht aus den Armen ließ. Er ſah im Geiſte, wie warm, wie mütterlich dieſe jungen, dunkeln Augen einmal glänzen würden. Er wollte ein Heim haben! ein Heim! ſo warm, ſo ſicher — ſo ganz nach ſeinem Sinn. Er wollte ſie verpflanzen, dieſes blumenhafte Weſen. Sie ſollte gedeihen in einer beſſeren Luft, in geſunden Verhältniſſen, bei ihm, im Schutz ſeiner Liebe.

Er wollte ſie einer verzehrenden Zukunft entreißen. Er dachte: ‚Wenn ich ſie nicht heiratete — was würde wohl aus ihr? Fände ſich einer, der den Mut hätte, ſich mit dieſen Leuten, dem Mädel zulieb, zu verſchwägern? Und wenn ſich keiner fände, würde wirklich dieſe Kunſt ſie beglücken können, dieſe wütende Kunſt, wie ſie ſie auffaßt, die keinen Frieden und kein Genügen kennt? Und wenn die Arbeit mit dem Erfolg in keinem Einklang ſtünde? Würdeſt du die Kraft haben, armes Geſchöpfchen?‘ dachte er zärtlich, ‚und Entbehrung und ewige Kargheit?‘

Er hielt ſie immer noch an ſeinem Herzen und ſtreichelte ihr, ganz gerührt über ſich und ſie und alles, den krauſen Kopf. O, ſie ſollte es

gut haben und er wollte es gut haben. Die zu Hause sollten wahrlich nicht recht behalten mit ihrer Unzufriedenheit. Wenn ihm Annele nicht beigestanden hätte, er wäre mit seinem guten Alten wegen dieser Verlobung in Unfrieden gekommen.

So aber war der alte Frieden halbwegs erhalten geblieben.

* * *

Am Hochzeitstag während der Trauungsrede — als ihr der Geistliche mit ernsten, schweren Worten kam, mit Worten, die so schroff und fest wie Felsen standen, so düster und fremd, die sie mit dem heitern, harmlosen Wesen, das die ganze Sache bisher für sie gehabt hatte, gar nicht in Einklang bringen konnte — da war sie innerlich erstarrt vor Schreck und Grauen. Was hatte sie eigentlich gethan? Was für ein furchtbarer Schritt war das? Weshalb hatte man nicht früher mit ihr so gesprochen, als es noch Zeit war? Weshalb nicht? —

Eine unnennbare nervöse Angst hatte sie gepackt. Ihr schwindelte; durch den weißen, duftigen Schleier, der ihr halb übers Gesicht fiel, sah sie wie durch einen weißen Nebel die Gestalten der

Hochzeitsgäſte, ſah ihre Mutter faſſungslos in Thränen aufgelöſt, ſo haltlos wie immer; das verblüffte Geſicht Emils — und Erwins Geſicht, dieſes kraftloſe Geſicht, und Tante Zänglein, die ſich immer amüſierte — und die fremden Verwandten.

Kühle Geſichter. — Annele war die einzige, die ſie nicht ſehen konnte. Da war kein Geſicht, das ihr geſagt hätte: Komm her zu mir, ich will dich erquicken, ich will dir helfen, — keins.

Der Mann neben ihr? Das war ja das Schreckliche! Wie ſtanden ſie zu einander? Unzertrennlich! — Er gehörte zu ihr für ewig und ſie zu ihm — und noch nie war er ihr ſo fremd erſchienen. Sie erſchauerte und zitterte und wollte ſich ſtützen, — aber nicht auf ihn, auf ſich ſelbſt — und ſie hielt ſich feſt und krampfhaft mit eigenen Kräften. „Nein, ich will mein eigen ſein," flüſterte ſie unhörbar, unbewußt — und er zog ſie zu ſich heran, weil er mit Schrecken ihre tiefe Bläſſe gewahrte, und wieder war es die ſanfte, liebevolle Art ſie zu halten, die ihr dabei Troſt gewährte. Aber er hielt ſie nun doch als ſein Eigentum, ſo oder ſo.

Eine unnennbare Furcht hatte ſich ihrer be-

mächtigt, eine Furcht vor allem, was kommen ſollte — und ein Zorn darüber, wie man ſie hatte hinleben laſſen bisher, wahrhaftig ohne ein einziges vernünftiges Wort! Nie den Kern berührt, immer gedankenlos! Und nun kamen dieſe Gedanken, dieſe nie berührten Gedanken, dieſe dunkeln Ahnungen, dieſe Furcht, dieſes Bangen, durch düſtere fremde Worte geweckt. Auf Orgeltönen kamen ſie heran, ſchwer, mächtig, erdrückend, in wüſtem Durcheinander — und ſchwollen an wie Waſſerwogen, und ſtiegen ihr bis ans Herz und höher und höher, bis zum Erſticken.

Dann war Stille. — Die Feier war zu Ende, Küſſe und Thränen, feierliche, ſachgemäße und gerührte Geſichter, ein Weinkrampf der Mama, ſo ein Durcheinander von unklaren Äußerungen aufgeregter Gefühle — und ſie hing am Arm ihres Mannes, der dieſen Arm feſt an ſich gedrückt hielt. Es war alles wie ein wirrer Traum, ſo bang, ſo weſenlos.

Sie aber wollte eine Gewißheit, eine einzige Gewißheit in dieſem Gefühlsüberſchwall, und ſie neigte ſich zum Ohr des tiefbewegten Mannes und flüſterte ihm erregt zu: „Eins ſag mir —

nur das eine: Läßt du mich arbeiten? Bleibt's dabei?“ Sie fragte ſo angſtvoll.

„Olly,“ hatte er ganz erſtaunt geflüſtert, „Kind! Weißt du jetzt nichts andres; weißt du wirklich jetzt nichts andres?“

„Nein, antworte,“ bat ſie flehentlich.

„Arbeite,“ ſagte er, „ſo viel du willſt, weshalb nicht?“

Es war nicht, was ſie hören wollte. Das rechte Wort war es nicht. Aber was war das rechte Wort? Sie hätte es ſelbſt nicht gewußt. Sie wollte Lebensklarheit — und Lebensklarheit war ihr nur das eine, ihre Kunſt. Ein Weg, den ſie gehen konnte, der ſie ihrer Kunſt näher und näher führte — und was hatte ſie gethan! — Hinderniſſe über Hinderniſſe ſich ſelbſt aufgetürmt, in einem Rauſch des Wohlbehagens. Es hatte ihr das „Geliebtſein“ wohlgethan. Die herbe Luft um ſie her war mit einemmal frühlingsweich geworden; ihr war zu Mute geweſen, als wäre ſie durch ſeine Liebe etwas Beſſeres geworden, etwas Zarteres, und das alles ohne daß ſie ſelbſt dieſe Liebe recht erwidert hatte. Sie hatte ſie geduldet, ſie war ihr angenehm.

Und nun, welche Verantwortung, welcher Schritt! Wie ein Schleier war es ihr von den Augen gefallen. Dumpf, in Gedanken versunken, saß sie damals neben ihm im Wagen, der sie von der Kirche in die Blütenstraße zu den Gästen zurückführte — dumpf und grübelnd ohne jenes bräutlich-süße Glück, das ihr junger Gatte in ihrem Schweigen vermutete und anbetete.

Die sonderbare Frage nach der Trauung lag ihm aber trotzdem schwer im Sinn. ‚Was sollte das sein?‘ dachte er bei sich. ‚Weshalb fragte sie gerade das und nichts andres? Was dachte sie sich wohl dabei?‘ Forschend blickte er auf das schöne, bleiche Geschöpf neben sich, das in seinem weißen Kleide, wie es ihm schien, scheu und zaghaft in den Wagenkissen lehnte.

Er selbst hatte ihr den Stoff zu diesem weißen Kleide geschenkt und sie, die kleine Person, hatte ihn sich selbst zugeschnitten, diesen kostbaren Stoff! Und die flinken, verwegenen Hände hatten etwas zu stande gebracht, was so wenig einem ehrbaren steif-jungfräulichen, weiß-atlassenen Brautkleide gleichsah — etwas so wunderlich Reizvolles, etwas so leichtmütig Lebensfrohes, was sich dem

jungen Körper wie zu ihm gehörig anſchmiegte weite Ärmel, die im Rücken zurückgenommen waren, die Taille loſe wie nur umgeſteckt, aber das Ganze von einer reizenden Eleganz und Lebensfreudigkeit — alles, nur kein Brautkleid. Und wie es genäht war! Annele hatte ſich darüber etwas ausgelaſſen. Kein Menſch außer Olly hätte es tragen können. Tante Zänglein hatte ſich über den „Lumpen," als ſie es liegen ſah, totlachen wollen, wie es Olly aber trug, ſagte ſie: „Alle Achtung! Aber — aber — aber — aber." Weiter hatte ſich Tante Zänglein über dieſen Fall nicht vernehmen laſſen. Sie hatte bedeutungsvoll das Näschen kraus gezogen, mit den Äuglein gezwinkert, wie ſie es immer that, wenn etwas ſie alterierte und zugleich amüſierte.

Später aber hatte ſie ſich doch nicht enthalten können, ihrem Freund Gaſtelmeier bei Gelegenheit zu ſagen: „Haben Sie ſich Olgas Brautkleid angeſchaut? Da ſteht eine ganze Geſchichte darin und darum und daran. Leſen Sie nur: — künſtleriſch. Wenn's gut geht wird's ein ſehr luſtiger Haushalt! — und eine Frau, ein Engel

von einer Frau, leichtlebig, lieb, voller Einfälle, ganz köſtlich! Wenns Ihnen glückt, verliebt, und wie verliebt! Ja, ſolche Frauen, wenn ſ' erſt erwacht ſind, verſtehen Sie? Aber, aber — Temperament iſt in dem Kleid, ſind Sie dem gewachſen? Glücksſehnſucht zum Närriſchwerden — künſtleriſch — das iſt das erſte. All dieſe luſtigen Dinge miteinander verbrennen die Suppe, und Gott gnade der ganzen Geſchichte! — So geht's wenn's luſtig geht und Geld da iſt; aber der Himmel behüt' Sie, wenn's nicht luſtig geht. Wiſſen Sie, ich habe ſchon manche Brautkleider geſehen." Sie zwinkerte mit dem Äugelchen und zog das Näschen kraus. — „Aber ſo eins!"

Gaſtelmeier hatte noch nie ſo ein allerliebſtes altes Geſchöpfchen gekannt. Er ließ ſie immer plaudern, ohne ſie ernſt zu nehmen. Ihr langer Reiſegefährte, der mit ihr nach Italien gehen ſollte, um ihr vorzujodeln, nannte ſie das alte Nixerl. Das gefiel Gaſtelmeier.

* * *

Damals, als Olly in ihrem Mädchenſtübchen das Brautkleid ablegte, um ſich für die Hochzeits-

reiſe anzukleiden, hatte ſie die Thüre hinter ſich geſchloſſen. Es war in der Stunde der erſten Mai-Abenddämmerung. Ganz gelaſſen rückte ſie ihren Toilettenſpiegel zur Hand, ließ ſich auf einen Stuhl davor nieder und nahm langſam Kranz und Schleier aus dem Haar. Ein Spitzenkragen lag reich gefaltet um ihren Hals und ließ den Anſatz dieſes ſchönen Hälschens frei. Sie faltete die Hände ineinander und ſah ihr Spiegelbild an. Das Licht war weich und golden.

„Doch ein herrliches Geſchöpf!“ ſagte ſie und war im eigenen Anblick ganz verſunken. „Schade — das iſt's — ſchade.“ Sie träumte und grübelte und ſah unverwandt ſich ſelbſt im Spiegel an. Sie hatte das früher oft ſchon gethan und immer in aller Gemächlichkeit, einfach ohne alles Verſtecken. Sie liebte ihr Geſicht, ihre Geſtalt, ihre Hände. — Es war ihr das alles ſympathiſch und ſie hatte ſich dankbar ihrer Schönheit gefreut. Dieſe Schönheit war ihr Eigentum. Sie kannte ſie und wußte ſie zu beurteilen. Wie ein Kunſtwerk betrachtete ſie ſich ſelbſt. Für dieſes Geſicht hatte ſie in ſtillen Stunden alles Glück der Erde zuſammengeträumt.

Ruhm — das war das erſte. Wie ſie danach dürſtete! Wie würden dieſe Augen blicken, dann, wenn das Große geſchehen ſein würde, wenn Ruhm und Ehre ihr erſt zugefallen waren! Ruhm, das was man Ruhm nennt: von den Menſchen gekannt und bewundert zu ſein! Den einzigen Lohn für das heiße Streben! Und weshalb nicht? Was waren ſie alle, die mit ihr arbeiteten, die mit ihr begonnen hatten, gegen ſie! Sie war ihnen allen voraus, weit voraus. Aber man lebt wie im Traum, die Dinge verwandeln ſich einem vor den Augen wie im Traum — und wie in einem ſolchen Traum war es geſchehen, daß ſie neugierig und leichtſinnig hatte verſuchen wollen, wie das Geliebtwerden der armen Seele thut — das Geliebtwerden! Und ſo war ſie dumpf dieſem Wunſche gefolgt, Schritt für Schritt, und es war alles in ſchönſter Ordnung vor ſich gegangen und doch alles im tiefſten Traum.

Die dumpfen Orgeltöne, die ſchwerwiegenden Worte brauſten ihr immer noch im Kopfe. Die Verantwortung lag auf ihr, die war nicht abzuſchütteln — der nüchterne Mann mit der Glatze, den glückſtrahlenden Augen, den fidelen Be-

wegungen, der war nicht mehr von ihr fortzudenken. Sie war nicht mehr allein. Schrecklich! Wie es ſie durchrieſelte!

Sie ſchaute unverwandt ihr Spiegelbild an. Wie blaß ſie war! Einen geſpannten Zug um die Lippen, die Augen ſo weich und groß, wie nach Hilfe ausſchauend. Sie beobachtete dieſen Ausdruck wie etwas Fremdes.

Wie unverantwortlich hatte ſie gehandelt, wie thöricht! Welche Laſt hatte ſie auf ſich genommen, und weshalb?

Es war der Herzenszug nach Zärtlichkeit geweſen, der ſie dazu getrieben — auch dumpf — kaum bewußt.

Sie liebte eine ſüße ruhige Zärtlichkeit. Niemand von den Ihrigen hatte es verſtanden, ihr die zu gewähren. Hätte ſie jemand zu Hauſe in der Dämmerſtunde an ſich gezogen und ſie zart geliebkoſt, wie man ein Kätzchen auf den Schoß nimmt und ſtreichelt, dann wäre das Sonderbare nicht geſchehen — vielleicht nicht geſchehen, daß des kleinen Mannes weicher Händedruck, das Von-ihm-berührt-werden, als wäre ſie ein Heiligtum, ihr das Herz geſchmolzen hätte.

Aber dieſe Heiligtumszärtlichkeit hatte ſie an ihm während ihres Brautſtandes vermißt, dieſe ſchützende ſchirmende Zärtlichkeit. Heiße Küſſe, ſtürmiſche Liebe, das war es nicht, wonach ihr Herz verlangte, nein, jener weiche Hauch der Zärtlichkeit, der faſt geiſtig iſt, der Leib und Seele verklärt, das war es.

„Unbegreiflich!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Und jetzt ſah ſie ein Aufleuchten in ihren Augen. Das innere Seelenfeuer, das ſie wohl kannte, bei deſſen Flackern ſie ſich glücklich, groß und ſtark gefühlt hatte. Durch alles und über alles hinaus ans Ziel! Iſt die Laſt des Lebens größer geworden, dann ſoll es auch die Anſtrengung werden, der Kampf auf Leben und Tod.

„Es nützt dir nichts, du guter Menſch,“ ſagte ſie, „daß wir jetzt nicht nach Paris gehen; du willſt eine echte rechte Hochzeitsreiſe, und fürchteſt dich, daß eine gewiſſe Olly . . . . . Jawohl, Wir kennen dich! Das mit Paris verſprachſt du — und haſt's gebrochen, das heißt, du haſt's verſchoben, du kluger Menſch!“ Sie lächelte. „Das hilft dir alles nichts. Nach Paris kommen wir noch, und glaub' ja nicht,

daß ich von meinem eigensten Weg abweiche — nein, nein, mein Junge!“

Da stand sie auf und legte langsam Stück für Stück ihres Brautschmuckes ab. Lächelnd sah sie die zusammengeheftete Talle an, die großen weiten Stiche. „Stimmt,“ sagte sie, „leichtsinnig zusammengeflickt. Riesig leichtsinnig!“ — Sie legte die Taille achtlos beiseite. „Aber schlecht bin ich nicht,“ sagte sie nach einer Weile ernst, „was ich thun kann, thue ich. Du weißt nicht, was du dir geheiratet hast, du guter Mensch; aber so schlimm, wie's werden könnte, soll's weiß Gott nicht werden, das schwör' Ich dir, hier mit mir allein schwör' Ich dir das.“

Das sagte sie ernst und rückte ihren Spiegel beiseite, um in den engen Zimmer mehr Platz zum Ankleiden zu bekommen.

* * *

Wie schon gesagt, feierliche und thörichte Stunden, Stimmungen aller Art, zärtliche und wehmütige Flitterwochenstimmungen, Verdruß und Versöhnung, auch Langeweile und Kummer, alles, was ein junges Paar in der ersten Zeit der Ehe

durchzuleben hat, lag mit dem ersten Sommer ihrer Ehe hinter ihnen.

Sie hatten Erlebnisse aller Art hinter sich. Gastelmeier meinte, in sechs Jahren sei bei ihm bisher nicht so viel passiert, wie in den sechs Monaten seit seiner Verheiratung, lächerlich viel!

Auf der Hochzeitsreise hatte er sich vorgestellt, daß er nach Herzenslust bummeln würde und sie mit ihm; er hatte sich aber geirrt. Sie hatte angestrengt gearbeitet von früh bis zum Abend, Tag für Tag, unermüdlich. Sie waren miteinander am Morgen mit ihren Malgerätschaften ausgerückt und er hatte zum erstenmal im Leben Gelegenheit, den bedürfnislosen, unzerreißbaren Fleiß gewisser Frauennaturen zu beobachten, ihr Nicht-rechts-und-links-schauen bei der Arbeit. Freilich, lieber hätte er diese Beobachtung nicht gerade jetzt an seinem eigenen jungen Weibe gemacht, Unendlich viel lieber wäre er mit ihr bergauf und bergab vogelfrei in die schöne Welt gezogen; aber da war etwas, das seinen Willen brach, etwas Unbezwingliches. Ein paarmal hatte er es durchgesetzt: sie waren miteinander gewandert, aber es war nicht die rechte Freudigkeit dabei ge-

weſen. Sie war auch nicht beſonders gut zu Fuß, ermüdete ſchnell und ſchien bei allem, was ſie ſah, präoccupiert zu ſein. Sie genoß die Natur nicht naiv und einfach, verarbeitete im Geiſte immer was ſie ſah und war immer von dem Triebe erregt, wie ſie wiedergeben würde, was ſie ſah. Sie kannte kein Ausſpannen, kein Vergeſſen. Wenn ein Weib ſich einer Sache wirklich hingiebt, giebt ſie ſich grenzenlos hin. Das liegt in der Natur des Weibes: ſie giebt ſich der Kunſt hin, wie ſie ſich der Liebe hingiebt, auf Tod und Leben!

Er hatte es ſich nicht vorſtellen können, daß Olly dieſe Arbeitskraft hatte, und doch, wenn er ſah, wie ſie vorgeſchritten war in ihrer Kunſt bei ihrer rührenden Jugend, ſo mußte er an heiße Arbeitsſtunden, an einen heiligen Eifer glauben. Wie hatte er ſelbſt mit zwanzig Jahren ſich behaglich an das Studieren gemacht! Was war er mit zwanzig Jahren geweſen, was hatte er gekonnt? Mein Gott, wenn er ſich mit Olly verglich! Er hatte arbeiten, aber auch das Leben genießen wollen. Das ganze Leben lag damals vor ihm. Er konnte wie ein Verſchwender damit

umgehen und hatte es gründlich gethan — und hier bei diesem jungen Weib war ihm zu Mute, als arbeite sie wie ein zum Tode Verurteilter, der ein großes Werk noch zu guter Letzt mit Hangen und Bangen zu stande bringen will. Ja, so war es; er hatte diesen peinigenden Eindruck von ihrer Art zu arbeiten. Dabei war sie liebenswürdig, geduldig, war sein süßes, kleines Weib. Er fühlte sich in keiner Weise enttäuscht. Er hatte ihr nichts vorzuwerfen. — Doch! Sie war ihm gewissermaßen fremd geblieben. Er gewöhnte sich nicht an sie. Sie erregte ihn. Sie war das Weib nicht, das in der Person ihres Mannes aufgeht.

In der ersten Zeit ihrer Ehe sagte er manchmal zu ihr: „Wenn ich dich doch einmal ganz hätte — deine ganze Seele und deine Gedanken! Du bist nicht wie eine verheiratete Frau, sondern wie ein leichtsinniges Mädchen, die im Arme des einen an den andern denkt. Dieser andre ist deine Kunst."

„Du wußtest es ja," erwiderte sie ihm darauf. — —

In München hatten sie sich ein Nest eingerichtet, ein Atelier und ein paar Zimmerchen.

Sie wollten beide in demſelben Atelier arbeiten ſo lange, bis einmal die Einnahmen reichlicher flöſſen. Vor der Hochzeit war das Nötigſte beſorgt worden, aber erſt nach ihrer Zurückkunft von der Reiſe machten ſie ſich daran, das neue Heim behaglich auszuſtaffieren. Olly ſchien dies wirklich Vergnügen zu machen. Sie ſtöberte alle möglichen Dinge auf, die andre Leute nie finden, zahlte auch nicht unvernünftig, und Gaſtelmeier war glückſelig, wie klug ſie ſich der Sache annahm; aber eilig geſchah alles, ſie wirtſchaftete von früh bis abends, rannte zu den Antiquaren, es war kein Halten. Es läutete alle Naſenlang, und Dienſtmänner brachten etwas angeſchleppt; es polterte, hämmerte unaufhörlich, als wäre kein Augenblick Zeit zu verlieren.

„Sag einmal, mein Schatz, weshalb denn ſo eilig?“ fragte Gaſtelmeier.

„Ja, was meinſt du, wieviel Zeit ſoll ich damit verlieren?“ antwortete ſie.

Als aber alles ſoweit fertig ſchien und Gaſtelmeier ganz bereit war, nun behaglich aufzuatmen, kam er nicht dazu. Er hatte auf vollkommene Windſtille gerechnet und wollte es ſich nun in

seinen vier Wänden wirklich gemütlich machen; aber, was es nur war, mit diesem „sich gemütlich machen“ schien er immer noch warten zu müssen.

Sie hatten noch kein einziges Mal, so lange sie nun daheim waren, etwas wirklich Vernünftiges gegessen. — Während der Wirtschaftstage schien dies Gastelmeier ganz erklärlich, trotzdem er sich nicht gerade wohl dabei befand. Er war in seinem Restaurant, in dem er als Junggeselle gespeist hatte, verwöhnt worden. Man hatte für ihn und einige seiner Kollegen täglich ein bestimmtes Fleischstück auf eine besondere Weise als Vorspeise, wie er es daheim gewöhnt war, zubereitet. Er war etwas Gourmet auf seine Weise und hatte sich mit der Wirtin auf guten Fuß zu setzen gewußt, so daß er wirklich wohlversorgt gewesen und gut gediehen war. Seine Zunge war außerordentlich empfindlich und bei dem geringsten Versehen hatte er sich dort ganz gehörig beklagt. Dieser Mittagstisch, dem er präsidierte, hatte während seines Regiments einen guten Ruf erlangt.

Olly in ihrer Bedürfnislosigkeit hatte die Küchenfrage sehr naiv genommen. Zu Hause

war sie auch an nichts besonders Ausgeklügeltes und Wohlzubereitetes gewöhnt. Sie hatten es über so eine Art „Schlangenfraß", wie sie in München sagen, nie hinausgebracht, eine Art, sich zu nähren, wie sie in den Familien üblich ist, in denen die Frau keinen Sinn für Küche und Haushaltung hat. Die meisten Menschen können bei einem so gleichgiltigen, langweiligen, seelenlosen Sich-voll-füllen-müssen gedeihen; aber junge Männer, die beim Eintritt in die Ehe sich zu solch einer traurigen Ernährungsweise verurteilt sehen, werden mißmutig, ärgerlich, unritterlich, die Lebensfreudigkeit wird ihnen ausgeblasen. Sie haben das bessere Leben in den Restaurants während ihres Junggesellentums kennen gelernt und können vergleichen.

Olly hatte sich eine Köchin gemietet, ohne viel Federlesens zu machen. Sie ahnte gar nicht, welch wichtiges Geschöpf die Köchin im Grunde ist. Die Köchin aber ahnte sehr bald, daß das Schicksal sie wohl gebettet hatte, daß sie Herrin auf ihrem Gebiet war, und daß das kleine Wesen neben ihr im Haushalt nicht viel zu bedeuten hatte.

Olly arbeitete von früh bis zum Abend, nachmittags besuchte sie einen Aktkursus, zwischendurch griff sie pflichttreu im Haushalt mit zu, — aber wie im Dunkeln und ganz planlos. Sie versuchte zum Abendessen etwas zu kochen, weil die Köchin um diese Stunde gewöhnlich ihren eigenen Interessen nachging. Sie hatte eine Idee, sie wollte ein Gericht zu stande bringen, das ihr vorschwebte. Da fehlten die Eier. — Mein Gott und die Köchin war nicht da! — Sie kam auf etwas andres, da fehlte das Mehl.

Sie war müde, abgearbeitet. Es hätte alles behaglich für sie besorgt sein müssen, nun mußte sie selbst sorgen. Und sie wußte sich nicht zu helfen, es wirbelte ihr im Kopf; was sie anfaßte war nicht in Ordnung. Sie begann zu kochen mit dem, was sie vorfand, ein Phantasiegericht, das sich zuerst ganz gut anließ, schließlich verkleisterte oder zusammenrann und eine Ähnlichkeit mit Palettenschäbs bekam, der von allen übriggebliebenen Farben, wenn sie auf der Palette zusammengekratzt werden, sich bildet; trotz aller schönen Couleuren, aus denen er besteht, immer ein unerfreuliches, schmuziggraues Gemenge.

Ganz so ließen sich ihre Milch-, Fleisch-, Mehl-, Kartoffel-, und Gemüsegehäckſel an, die sie in Abwesenheit ihrer leichtsinnigen Köchin bereitete und die sie manchmal in Schreck und Beschämung, nachdem sie traurige Erfahrungen damit gemacht hatte, von der Pfanne ab ins Feuer schob, wo ihr Gericht als trauriger Klumpen verkohlte, während ihr Gatte im Zimmer auf und nieder ging, und sie einen höhnisch prüfenden Blick der Köchin aushalten mußte, der ihr den Mut benahm, die pflichtvergessene Person auszuschelten. Sie sagte dann nur zaghaft im Gefühl ihrer Unsicherheit: „Ach, bitte, wären Sie so gut und liefen schnell zum Metzger, aber bitte recht schnell!“ Sie wagte sich dann nicht ins Zimmer hinein, bis irgend etwas Eßbares im Hause war. Und dabei war sie so müde.

Von ihrem dreizehnten Jahre an hatte sie angestrengte Arbeit gekannt. Von dieser Zeit an hatte man sie studieren lassen; ein Freund ihres Vaters, ein bekannter Maler, der das Talent des Kindes entdeckt, hatte sie selbst ausgebildet. So war ihr das Leben des jungen Mädchens völlig fremd geblieben. In ihrem Gefühlsleben

war sie Kind geblieben und Künstler geworden, rein und leidenschaftlich.

Das Leben und seine Anforderungen verwirrten sie; sie hatte in nichts einen Überblick, denn sie trug die Dinge, die außerhalb ihrer Kunst standen, nicht mit sich in den Gedanken. Sie sprangen immer wie aus einem Nebel hervor, wenn sie dicht vor ihnen stand, und erschreckten sie. Da war das Mittagessen, das immer herankam, wie ein Schreckgespenst. ‚Herr Gott, schon so spät!‘ — Was war geschehen, was nicht geschehen, was hatte sie mit der Köchin ausgemacht, was nicht? Was gab's? Wie hatte sie's gemacht? Was hatte sie alles vergessen? Da war ja noch so gut wie gar nichts! Was nun? Hundert Fragen und jede Frage ein Schreck — und mitten aus der Arbeit herausgerissen! Und ihr Mann? Hatte er nicht schon nach der Uhr gesehen? Weshalb hatte er nichts gesagt? Sie fragte ihn: Weshalb sagtest du nicht, daß es schon so spät ist?“

„Weil ich das unsinnige Auffahren nicht leiden kann.“ Er war böse. Und alles in Unordnung.

Die Wäsche! Das Wirtschaftsbuch, das Zimmer

reinigen! Das Geldausgeben! Die Zeiteinteilung! Das Heizen! Die unendlich vielen Mahlzeiten! All' das waren Geſpenſter, die aus dem Nebel ſprangen und ſie immer von neuem entſetzten.

Und wie ſie ſich mühte und quälte! Dabei malte ſie ihr erſtes Bild nach einem bezahlten Modell, rannte abends in den Aktkurſus und war voller Hangen und Bangen, träumte von Ruhm und Glück und ging wie in der Luft vor innerer glückſeliger Arbeitserregung. Emil, ihren Bruder, unterrichtete ſie auch noch und ließ ihn nicht aus den Augen. Sie war die Peitſche für ſeine Faulheit und ermüdete nicht und blieb bei Laune und betete, daß es Gott ihr doch erleichtern möchte mit Emil, daß er Eifer und Pflichtgefühl in ihm erwecken möchte, ihm ſo viel Kraft geben möge, daß wenigſtens etwas zuſtande käme.

Ja, das waren bewegte Zeiten und kein Wunder, daß Gaſtelmeier nach Ruhe ausſchaute.

* * *

Und da war etwas, das in Ollys Seele als unſägliche Bangigkeit aufſtieg, das wie eine dunkle

Furcht nachts über ihr lag, wie ein geheimnisvolles Grauen, das sie sich aus den Gedanken fortarbeitete am Tag, das sie im Gebet zu ihrem Gott trieb. „Mein Gott, mein Gott! Nein — nein, noch nicht!“

Und heiße Thränen flossen deshalb, heiße, versteckte Thränen. Niemand sollte fragen dürfen. — Schweigen, schweigen. —

Sie arbeitete doppelt angestrengt. — ‚Wie ein zum Tode Verurteilter,‘ dachte Gastelmeier wieder. Ja, sie arbeitete in Angst und Bangen. Gastelmeier selbst mußte sich gestehen, vortrefflich, überraschend. Aber er gestand es sich schweren Herzens, halb unwillig, und Olly empfand, daß er nicht mit ihr lebte. Das freilich hatte sie noch nie von einem Menschen verlangt. Ihr Glück, ihr eigentliches Leben lag in der Zukunft. Dann, wenn der Ruhm kam, dann, dann — dann wollte sie leben.

— Aber jetzt — da war nur ein Gedanke und der erdrückte ihr die Seele. Sie fürchtete — glaubte — ahnte und es wurde ihr mehr und mehr zur Gewißheit.

* * *

Und es kam ein Abend, da ſaßen ſie miteinander im noch nicht erhellten Zimmer. Das Feuer kniſterte im Ofen. Draußen ſchneite es, und ſie hockte zuſammengekauert in der Sofaecke. Sie war aus der Stadt gekommen durch Schneegeſtöber, aus dem Aktkurſus. Wie atemlos ſie gearbeitet hatte — und wie müde ſie war! Kalt, durch und durch kalt, die Füße naß, und ſie hatte nicht die Kraft Strümpfe und Schuhe zu wechſeln. Sie fühlte ſich krank und ganz unter dem Druck einer Bangigkeit, die ſie nicht bezwingen konnte. Gaſtelmeier ſaß am Fenſter.

„Olly, haſt du deine Schuhe gewechſelt?“ fragte er.

„Nein.“

„Weshalb nicht?“

„Ich bin ſo müde,“ ſagte ſie und fing zu weinen an.

Da war er bei ihr. „Was iſt denn, mein armes Kind?“ fragte er und kniete vor ihr nieder.

Ja, jetzt kniete er, wie ſie es ſich einmal vorgeſtellt hatte, und ſie ſah gerade auf ſeine Glatze, die im Dämmerlicht glänzte; das kam ihr komiſch

und öde und langweilig vor — trostlos mit einemmal.

Er faßte ihre Füße an. „Wie naß!“ sagte er. „Komm, ich zieh' dir deine Schuhe aus.“

Sie rührte sich nicht und er knöpfte ungeschickt die Stiefelettchen auf, zog ihr die nassen Strümpfe von den Füßen und befühlte die eiskalten Füße. Er rieb sie, holte eine Decke und wickelte die Füßchen hinein. „Komm, leg dich doch bequemer,“ sagte er.

Er blieb vor ihr knieen und streichelte sie, und es war, als wenn er sprechen wollte. Er sagte aber nichts und es verging eine Weile, während der es ganz still im Zimmer war, nur das Steinkohlenfeuer knisterte leise. Endlich schien er zu dem, was er sagen wollte, gekommen zu sein. Er bog sich ganz über sie hin, ganz zu ihrem Ohr. „Olly, kleine Frau,“ sagte er, „verschweigst du mir etwas — etwas — Olly, etwas?“

Er war sehr bewegt und hielt sie wie damals so liebevoll und zart, als wäre sie ein Heiligtum. Er flüsterte ihr wieder ins Ohr. Da brach ein Thränenstrom aus Ollys Augen, so

gewaltſam und heiß und ſchmerzvoll, und er bekam keine Antwort; ihr ganzer Körper war erſchüttert, und er faßte ihre Hände und fragte noch einmal dieſelbe Frage und bekam eine ſtumme Antwort, die ihn ganz verwandelte.

„Olly," rief er glückſelig, „nun wird alles gut!" Er ſtrahlte, wie das gewöhnlich iſt bei dem erſten Wunder, und hielt ſie in ſeinen Armen an ſich gedrückt, ohne darauf zu achten, daß das Geſchöpf, das ihn eben mit einem Kopfnicken ſo beglückt hatte, ſich in Jammer und Angſt und Lebensverwirrung Leib und Seele zerquälte.

Wie ſollte es werden? Sie fühlte ſich ſo hilflos, ſo machtlos. Die ſchweren, erdrückenden Worte am Traualtar brauſten ihr wieder wie Orgeltöne durch den Kopf. Es überſtieg alles ihre Kräfte. Jetzt ſchon! — Das Leben drängte ſich ſo übermächtig ein und trieb ſie in die Enge, ſie aus ihrem Paradies, aus der Luft, in der ſie allein leben konnte. Sie ſah nur Unglück und Troſtloſigkeit, Kampf und Qual — und Gaſtelmeier war glückſelig, ſchwatzte auf ſie ein und war kreuzfidel. Sie wendete ſich ab. Er that

ihr leid und kam ihr ſo komiſch vor. Er mißfiel ihr. Dann dachte ſie wieder: ‚Er iſt ein armer Menſch.‘

Sie dachte das alles in einer unſinnigen Erregung. Und dieſe ſelbe Nacht erkrankte ſie ſchwer.

VI.

Die Seele des Geschöpfchens, das sich dem irdischen Jammerthale hatte zuwenden wollen, war zurückgeschauert und vor ihrer Erdenwanderung behütet worden.

Olly lag krank und matt in ihren Kissen. In der ersten Zeit hatte sie das dumpfe, drückende Gefühl, als hätte sie das Dasein dem Geschöpfchen nicht gegönnt. — Sie war dabei, sich in schmerzliche, nutzlose Gefühle krankhaft hineinzurütteln. Aber nein, nein, das sollte nicht Macht über sie bekommen. Die Gedanken wurden wieder frei und ruhig. Es war gut so.

Es stand ihr klar vor der Seele, wie sie von der bangen Erwartung zu Boden gedrückt war, wie sie sich so schwach, so hilflos, so unfähig gefühlt hatte, wie ihr die Anforderungen des Lebens wie Wasserwogen über den Kopf zu-

ſammenzuſtürzen gedroht hätten. Sie empfand, wie alles elendes Stückwerk geworden wäre — alles.

Jetzt hatte ihr das Schickſal Zeit gegönnt. Wie wollte ſie dieſe ausnützen! Ehrlich und ernſt in allen Dingen, und er ſollte auch nicht ſo viel Grund haben, über ſie zu klagen, nein, ſie wollte lernen. Und ihre Arbeit? Welches Feuer, welche Freudigkeit, welche Sehnſucht lebte doch in ihr! Sie war ſo ganz erfüllt und ganz Ungeduld, wieder zu beginnen. Er, der gute Menſch war niedergedrückt, er hatte ſich ſo gefreut, und konnte ſich nicht genug thun, zu tröſten und immer wieder zu tröſten, war voller Aufmerkſamkeit und Rückſicht und Zartheit. Olly nahm den Troſt wortlos hin, ſie fühlte, er konnte ſie nicht verſtehen, wenn ſie ihm ſagen würde, wie ſie empfand. Weshalb ſollte er ſie denn auch verſtehen? ſie verlangte das von keinem Menſchen. Sie war noch immer ganz davon überzeugt, daß einer den andern eben nicht verſteht, daß jeder Menſch im Grunde einſam lebt. So litt ſie nicht unter dieſem Schweigen und Verſchweigen.

Sie gehörte noch nicht zu den Unverſtandenen, die ſich herumquälen und die nörgeln, weil ſie wollen, daß andre vollkommen die Wichtigkeit ihrer Seelenzuſtände mit empfinden. Sie war noch kein ſo armſeliges Töpfchen, das glaubt, die ganze Welt müſſe es beſchauen wie einen ſpeienden Krater, und das enttäuſcht und wütend iſt, wenn es ganz unbemerkt über ſeinem Feuerchen ziſcht und brodelt. Oder ſie war wie ein Bach, der noch nie über ſeine Ufer getreten iſt.

In ihrem Verſchweigen aber lag noch etwas andres: Sie hatte das beſtimmte Gefühl, daß, wenn ſie ihm alles ſagen wollte, er ſie für ſchlecht halten würde und ſie ihm nicht begreiflich machen könnte, daß dem nicht ſo ſei.

Annele war während Ollys Krankſein gekommen, um die Wirtſchaft zu führen. Gaſtelmeier hatte ſie darum gebeten. Es war behaglich und friedlich, als wäre ein guter Geiſt im Haus. Gaſtelmeier wurde wieder ganz vergnügt, es ſchmeckte ihm gut. Annele kochte heimatliche Gerichte. Gaſtelmeier ſprach mit ihr wie mit einem guten Freund er ſchüttete ihr ſein Herz aus. Er ſprach über Olly, wie es ſo oft unbehaglich bei

ihnen sei, wie sie für nichts als für ihre Malerei Sinn habe und eigentlich gar nicht andres verstände.

„Und siehst du, Annele, ich hab' auch geglaubt, daß sie jetzt viel trauriger sein würde."

Annele hatte ihn ruhig und ernst angehört. Sie standen miteinander im Atelier in der Dämmerstunde. Ollys Staffelei war beiseite geschoben und Gastelmeier hatte eine seiner simpeln kleinen Landschaften auf der seinigen stehen, eine jener Landschaften, die er immer ungefähr ähnlich wiederholte und für die er immer Abnehmer fand.

„Friedel," sagte Annele. „Wie hast du dir denn nur alles gedacht, was meinst denn? Was für ein Wunder soll eigentlich ein Frauenzimmer sein?"

„Na, wie denn?" fragte er. „Was verlang' ich denn? — — Ein Wunder?"

„Du hast ja gewußt, daß sie Malerin ist und du warst selbst ganz erstaunt darüber, was sie konnte. Du, mit zwanzig Jahren, warst denn du so weit?"

„I wo," sagte Gastelmeier. „Olly ist fleißig wie eine Verzweifelte. Wahrhaftig, man kommt außer Atem, wenn man ihr nur zuschaut."

„Wenn du mit zwanzig Jahren so weit wie Olly hätteſt ſein ſollen," unterbrach ſie ihn, „und dann noch eine gute Köchin und ein Haus in Ordnung halten — und denk' doch — in allen Stücken fix und fertig — ſtell' dir's vor. Und jetzt jammerſt du noch, daß ſie nicht traurig genug iſt! Geh mir! Überleg doch. Kinder giebt's genug, aber net viel Eltern. Mein Gott, was wärt denn Ihr für Eltern fürs erſte?

„Friedel, ſei vernünftig!" fuhr Annele fort, „ſchau, uns oben in Rohrmoos wär's hart, wenn du net glücklich wärſt, aber ein biſſel Klugheit gehört dazu, ganz aus heiler Haut kann eins net glücklich ſein."

„Jetzt kommt's wieder drauf hinaus, daß du mich für einen Eſel hältſt," ſagte Gaſtelmeier.

„Ah geh!" meinte Annele; „aber ich weiß ſchon, über uns denkt Ihr Mannsleut einfach nicht nach. Ein Frauenzimmer muß immer etwas Fertiges ſein, weißt du; daß es halt nach und nach wird, wie Ihr auch, fällt Euch net ein."

„Was du da ſagſt, iſt ſo ohne nicht," war Gaſtelmeiers Antwort. „Du biſt ein geſcheites Mädel, Annele, aber ich mein' ſchon, ernſt biſt

du geworden, du biſt der Fratz von ehedem nicht mehr.“

„Du, Friedel, ein Fratz war ich nie. Ich bin immer ſehr ruhig geweſen, ſoviel ich weiß.“

„Ruhig, ja, aber heiterer, ſo wie die ſchönen ſtillen Tage in Rohrmoos.“

Gerade ſo wahrſcheinlich,“ ſagte ſie, „denn ich bin ein Stück von Rohrmoos geworden. Man wird ſo, wie die Umgebung iſt, in der man lebt.“

„Mein Gott,“ ſagte Gaſtelmeier, „da werde ich mit der Zeit ein kleiner Privatrangierbahnhof werden.“ Er erzählte Annele, wie Emil, ſein Schwager, Ollys Familie getauft hatte, und fragte ſie, ob ſie ſich erinnerte, wie er ihr den Rangierbahnhof, neben dem er gewohnt, damals beſchrieben habe.

„Ja, ſagte ſie ernſt. „Ich ſelbſt hab' dich damals gebeten, fortzuziehen.“

„Jawohl. Siehſt du, ſo einen kleinen Rangierbahnhof machen wir uns hier wieder zurecht, ſo einen Ableger von dem aus der Blütenſtraße. Bei uns giebt es, gerade wie in der Blütenſtraße, immer etwas zu bereden und zu

rangieren. Da gehen wir im Zimmer auf und ab, gerade wie die ſeelenvolle Mama und ihr Erwin und Emil und Olly früher daheim — und rangieren. Das heißt: bereden und beſchließen, das Leben von vorn anzufangen, oder wir bereden und rangieren eine wundervolle Zeiteinteilung, die nie eingehalten wird; immer faſſen wir allerhand Entſchüſſe und beſchließen, alles anders zu machen wie bisher, und ſind ganz gerührt und voller Hoffnung, wollen zu allererſt immer die Köchin fortſchicken. Von allen Dingen aber geſchieht nichts, als daß wir eben rangieren — immer wieder rangieren — und weißt du, ganz wie in der Blütenſtraße. Ich kann es ſchon ganz gut — ſcheußlich!

„Weißt du, wenn wir Geld genug hätten und die arme Olly könnte im langen weißen Kleid hier ſtehen und malen und ich könnte ihr den Arm geben und ſie zur Zeit zu Tiſche führen und der Diener ſtände da und riß die Flügelthüren vor uns auf — Olly könnte wie ſo ein ſchöner Engel ganz im Jenſeits leben, weißt du, ſo wie es ſich eigentlich für ſo ein Geſchöpf gehört — Herr Gott im Himmel, das wäre mit

ihr ein Leben! Du ahnſt gar nicht, wie reizend ſie iſt.

„Weißt du, zwei ſo lange weiße Kleider hat ſie ſich machen laſſen, ſie wollte daheim immer weiß gehen. Haben wir aber wegen dieſen Kleidern rangiert! Sie kam nie damit zu ſtande. Sie waren immer beide ſchmutzig. Die Köchin wuſch ſie ihr nie zur Zeit und benahm ſich überhaupt immer, als wäre es eine Frechheit von uns, zu verlangen, daß die langen Kleider gebügelt und gewaſchen ſein ſollten. Sie that es einfach nicht, vergaß es abſichtlich. Dann haben wir verſucht, ſie bei einer Wäſcherin waſchen zu laſſen, das wurde rieſig teuer; dann ſind wir noch auf chemiſche Wäſche gekommen, das erſt! Es ging auf keine Weiſe. Jetzt liegen ſie irgendwo. Ich hätte es ihr gar zu gern gegönnt, daß es uns gelungen wäre. Wenn ſie ſo neben mir im Atelier ſtand, ſo weiß und zart, und arbeitete, weißt du, mit einem Eifer, da war mir's immer zu Mute, als ſollte ich aufſtehen und ihr den Kleiderſaum küſſen oder die Lockenſpitzchen. Es hat mir gar keine Ruhe gelaſſen, es war etwas zu ungewohnt Süßes.“

Annele hörte ihm ſtill zu, dann ſagte ſie: „Was ich Euch helfen kann, das thu' ich gern. Eh' ich geh', muß ich Euch wenigſtens eine andre Köchin finden.“

„Ans Gehen denkſt du doch noch nicht, Annele?“

„Bald,“ ſagte ſie. „Sie brauchen mich oben.“ Ein leichter Seufzer bewegte ihre Bruſt, ſo ein Seufzer, der aus einem ſtarken, ſtillen, wehen Herzen kommt.

„Schade,“ ſagte Gaſtelmeier, „ſchade.“

* * *

Annele hatte wirklich die kleine Wirtſchaft der beiden in eine einfache, gute Ordnung gebracht, ganz ſtill und unmerklich, hatte eine neue Köchin eingeſetzt, Olly Ausgabebücher eingerichtet, ihren Wäſcheſchrank aufgeräumt, die Speiſekammer bequem hergerichtet, die Schlüſſel für die verſchiedenen Schränke mit kleinen Etiketten verſehen und an einen Ring angereiht. Sie hatte ihr eine Tafel zum Wäſcheaufſchreiben auf den Schreibtiſch gelegt, den Griffel daran gebunden. Ja, ſie hatte ihr einen Speiſezettel für den ganzen Monat ge-

macht, den sie immer nur bis auf einige Änderungen umzukehren brauchte, und sie hatte der Köchin ausführlich Anweisungen gegeben. Olly war ihr so dankbar und versprach ihr, alles heilig zu halten.

„Thu' das, Olly," hatte das Mädchen zu ihr gesagt. „Mach' ihn glücklich. Er ist ein guter, guter Mensch." Sie hatte das so weich und ernst gesagt, daß Olly ihr unwillkürlich in die Augen blickte; die waren aber ruhig und klar, wenn auch keine frohen Augen. Sie waren so verständig.

Und erst in der Einsamkeit, als sie im fortrollenden Coupé saß, wurden diese verständigen Augen unverständig, wie das arme Herz es wollte, und weinten heiße Thränen unter fremden Leuten.

* * *

Es schien wirklich, als wäre ein guter Geist im Hause gewesen und hätte Segen gebracht. Es war etwas mehr Frieden, alles ging glatter und ruhiger. Olly war gut und liebenswürdig wie ein Kind. Wie sie zum erstenmal wieder an ihre Staffelei trat und ihr Modell in die Stellung

gebracht hatte, wie vor einigen Wochen, hatte sie die Augen voller Thränen. Sie wußte selbst nicht, weshalb eigentlich, sie war so froh, wieder zu beginnen, so ergriffen, und das Gefühl, mit ganzer Kraft weiter gehen zu dürfen, dem Ziele zu, erschütterte sie. Doch fühlte sie sich noch immer nicht recht wohl.

So kam Weihnachten heran. Sie hatte eine Woche vor Weihnachten ihre Arbeit wieder begonnen, und in dieser Woche war ein Porträt, vielmehr eine Studie von ihr, in den Kunstverein geschickt, zum erstenmal — Tante Zänglein hatte ihr dazu Modell gesessen. Ein altes Weibchen im dämmerigen Zimmer am Fenster. Tante Zänglein kehrte dem Fenster dem Rücken zu und das Licht floß an ihr gewissermaßen vorüber, sie nur streifend. Das Gesicht lag zu ihrem großen Ärger ganz im Schatten.

Außerdem waren noch ein paar kleinere Arbeiten von Olly hingeschickt, die sie auf der Reise im Freien gemacht hatte und von denen ihr alter Lehrer gewünscht hatte, daß sie sich ausstellen sollte. Er war sehr zufrieden damit gewesen.

Olly war die ganze Zeit über in innerster

Aufregung. Es war das erste Mal — die erste Verbindung zwischen ihr und der Welt. Sie wollte diese Erregung nicht zeigen, aber sie klopfte ihr in den Adern, sie ließ ihr keine Ruhe, sie fand keinen Frieden bei der Arbeit. Sie war ganz ruhelos und machte sich allerlei im Hause zu thun.

Gastelmeier beobachtete sie und sagte sich: ‚Jetzt hat sie Angst und quälte sich, das arme Ding.‘ Zu ihr sagte er: „Weißt du, stell' dir nur net vor, daß mit dieser Ausstellerei jetzt irgend etwas herauskommt, das ist grenzenlos wurscht, ob da einer davon kräht oder nicht kräht, ob er gut kräht oder schlecht kräht.“

„Gewiß,“ sagte Olly, aber sie sagte es nur. Sie haßte sich selbst, daß sie so albern war. Sie fühlte sich unsinnig erregt.

„Erzähl' mir, was deine Freunde von den Sachen meinen,“ sagte sie einmal wieder.

„Weißt du, wenn wir zusammenkommen, simpeln wir grundsätzlich nicht Kunst,“ antwortete ihr Gastelmeier. „Und ehe sie sich um die Arbeit von einem Frauenzimmer kümmern, ja, das stellst du dir ganz anders vor. Wenn einer über-

haupt was ſagt, iſt's höchſtens: ‚Gaſtelmeier, die Dinger von deiner Frau ſind net übel' — das iſt viel, ſehr viel ſogar! — Ich glaub' nicht, daß das einer ſagt, aber möglich iſt's."

* * *

Olly ging am Morgen des heiligen Abends mit Emil aus. Sie wollten miteinander einen Weihnachtskarpfen kaufen — und ſie ging hauptſächlich, um ſich zu zerſtreuen. Sie kauften einen wundervollen Goldkarpfen, groß und ſchwer, und trugen ihn in einem Marktnetz nach Hauſe, denn ſie hatten nicht gewollt, daß der Fiſcher vor ihren Augen das Tier tötete. Emil trug ihn und der Karpfen ſchnickte hin und wieder ganz gewaltig, immer unvermutet. Gewöhnlich lag er ſtill und gekrümmt in ſeinem Netz.

Auf dem Marienplatz ſtanden die Weihnachtsbäume aufgereiht, ein ganzer Wald. Weihnachtsduft, eilende Menſchen, Schnee auf den Dächern.

„Olly, jetzt machſt du auch Geſchichten, zu Weihnachten auszuſtellen, das hätteſt du auch nicht gebraucht; aber du biſt wenigſtens nicht wie Erwin und Mama," ſagte Emil auf ſeine

brummige Weise. „Heut' sind sie daheim wie des Kuckucks, seit sie am Morgen in den ‚Neuesten' über dich das gelesen haben. Gottlob, daß du nicht wie die andern bist. Dir scheint's wenigstens wurscht zu sein."

„Was denn?" sagte Olly wie erstickt. Sie hatte heute nach der Zeitung gefragt, aber ihr Mann hatte ihr gesagt, daß sie nicht gekommen wäre. Er wußte also — er hatte es ihr verheimlicht. — Da war es gekommen.

„Weißt du's gar net?" fragte Emil und sah seine Schwester an, der die Qual, die sie litt, in den Augen geschrieben stand. „I wo, du wirst wohl außer dir sein, wegen so einer Lumperei! — Gar net."

Olly war stehen geblieben, ihr schwindelte, sie sagte kein Wort, sie fragte nicht, sie ging unwillkürlich weiter. Weshalb sollte sie fragen?

Wie ihr auf einmal die Kälte bis ins innerste Mark ging! Wie trostlos war alles — so winterlich, so tot, das Hetzen der Leute, der Lärm auf der Straße — alles häßlich! Und wie sie fror!

Am Karlsthor sagte sie, nachdem sie bisher

ganz ſtumm gegangen war: „Wir wollen einen Wagen nehmen.“

„Meinetwegen, wenn du ſo üppig ſein willſt.“ Und ſie ſtiegen mit ihrem Fiſch ein.

„Deine Lippen ſind ganz weiß,“ ſagte Emil.

„Albern.“

„Doch.“

„Nein,“ ſagte Olly, „es iſt mir ganz gleichgiltig. Mögen ſie ſagen, was ſie wollen, meinetwegen. Häßlich iſt's oft genug, was ich mache, abſtoßend, aber es lebt — ja es lebt eben, — da mögen ſie ſagen, was ſie wollen.“

„‚Affektiert‘, ‚gemacht‘ ſagen ſie,“ brummte Emil.

Da fuhr Olly auf, und dicke Thränen ſtanden ihr in den Augen. „Das iſt's nicht!“ rief ſie. „Sie werden es ſchon ſehen! das, das iſt's nicht! Aber die Gänſe im Atelier haben es auch geleſen. Die werden eine Freude haben — die . . . .! Die gönnen's mir.“

„Verflucht! Verflucht! Verflucht! Verflucht!“ platzte jetzt Emil heraus und er ſchlug ſich mit der einen Hand aufs Schenkelchen, mit der andern hielt er den Fiſch im Netze feſt. Er dachte, daß

Gaſtelmeier nicht ſehr erbaut ſein würde, daß er Olly die Geſchichte verraten hatte — und die Gänſe im Atelier ärgerten auch ihn.

„Weißt du, ein andermal gelingt's beſſer. Na — na — ich meine, gelingt's beſſer, du weißt ſchon, dem Eſel, der kritiſiert hat! Es kommt vielleicht ein andrer dran. Erwin hat heute Morgen in der erſten Wut hinſtürzen wollen, ich weiß nicht, er wollte Skandal machen. Mama wollte auch hin, ſie wollte auch Skandal machen. Sie waren ganz deſperat — verrückt. Ich habe immer dazwiſchen ſchreien müſſen. Sie ſind übrigens nicht dort geweſen. Sie wußten nicht wohin — und ſo aufs Geratewohl auf die Straße laufen. Na — und Tante Zänglein kam auch dazu und hat ſich über die ganze Wirtſchaft wieder einmal amüſiert und ſagte immer: ‚Das kommt davon, weshalb hat ſie mein Geſicht nicht mit gemacht! Das iſt freilich geſucht, einen Menſchen zu malen und mein Geſicht ins Dunkel zu ſtecken, gerade als wenn ich mich ſchämte, mein Geſicht ſehen zu laſſen. Ein nettes Porträt ohne Geſicht. Meine Bekannten, denen ich geſagt hatte, ich wäre auf der Kunſtausſtellung zu ſehen, haben ſich

auch gar nicht genug verwundern können!‘ — Tante Zänglein war ganz aufgebracht.“

Emil erzählte die komiſche Seite von der Geſchichte. Er wußte, wie ſehr Olly das Komiſche liebte. Aber iſt einmal die Wunde geſchlagen, ſo iſt ſie geſchlagen, da iſt nichts zu machen; auch wenn man den Schmerz verbeißt und lächelt — er iſt einmal da und die Bewegungen ſind ſchmerzbeladen und es iſt nicht wie ſonſt.

Es war nicht gut zu machen, das fühlte auch Emil, als er ſeine Schweſter anſah. „Verflucht! Verflucht! Verflucht! Verflucht!“ Sie ſah ſo elend aus, ſo zart, ſo arm. Erwin und Mama hatten ihm eigentlich noch nie recht leid gethan, wenn ſie bei einem Mißerfolg Geſchrei machten, aber hier, das ſtumme Weh, ging ihm zu Herzen.

„Na da halt Ruh’,“ ſagte er zu ſeinem Fiſch, weil er ſonſt nichts zu ſagen wußte.

Daheim erzählte er Gaſtelmeier, was er angerichtet, und er zeigte ihm auch den Fiſch.

„Da weiß ſie’s alſo, und grad zu Weihnachten! Verflucht! Verflucht!“

Er hatte dieſen ſchönen Gefühlsausdruck Emil unwillkürlich abgelernt und gebrauchte ihn im

ſelben Augenblick, als auch Emil ſich wieder ſeiner bedienen wollte. Beide ſahen ſich verſtändnisvoll an. Dieſe Schwäger kamen überhaupt gut miteinander aus.

„Wir reden nicht mehr davon, wenn ſie nicht anfängt," ſagte Gaſtelmeier.

Sie fing nicht an, benahm ſich, als wäre nichts geſchehen. Den Fiſch ließen ſie in einem großen Waſſerſchaff ſchwimmen, in dem es ihm ſehr wohl zu ſein ſchien. Auch ſah er wunderhübſch darin aus.

Als die Köchin ihn abſchlachten wollte, verbot Olly dies. „Nein, er ſoll leben," ſagte ſie.

„Na und?" fragte die Köchin und lachte und dachte bei ſich: ‚Die ſpinnt einmal wieder!'

„Nimm grüne Heringe, das ſind auch Fiſche," ſagte Emil, der in der Küche gerade beim Karpfen war.

„Alſo bringen Sie grüne Heringe," ſagte Olly.

„Da heißt's aber laufen, Köchin," meinte Emil, „die kriegt man ſpäter nicht mehr, ich weiß ſchon, wir haben ſie immer gewollt, aber nie bekommen. Laufen Sie ſchnell!" Er ſpritzte ſie mit dem Karpfenwaſſer gewiſſermaßen zur Küche hinaus.

Emil war ſehr familiär und flegelhaft mit jeder Köchin, die ſie daheim gehabt hatten. Das machte, er war immer der Kamerad der Köchin geweſen, er als der Wirtſchaftlichſte im Haus, und dann ſah er in den Köchinnen Geſchöpfe, die zu ſeinem Gaudium da waren. Er ſpielte ihnen allerhand Streiche, ſpritzte ſie mit Waſſer, warf ihnen die Aſche in die Küche, die Kohlen die Treppe herab, wenn ſie den Kohlenkaſten den halben Tag vor der Korridorthüre ſtehen ließen, ſchrieb ihnen Ungezogenheiten mit Kreide auf den Küchentiſch, rahmte langbewährte Eierflecken auf Töpfen und Taſſen mit Tinte ein und ſchrieb das Datum, an dem ſo ein Fleck entſtanden war, darunter. Oder er legte einen großen Zettel unter ſchlecht abgewaſchene Taſſen, Schüſſeln oder Töpfe und ſchrieb darauf: „Dieſe Töpfe ſind ungebraucht!!!“ Darunter ſchrieb er: „Reinlichkeit!!“ dick unterſtrichen, und: „Laſſen Sie den Zettel liegen, den brauch' ich doch noch ein paarmal.“

Er war der Gefürchtete bei den Köchinnen geweſen, ohne ihn wäre die Wirtſchaft in der Blütenſtraße völlig in ſich zuſammengefallen.

Auch jetzt brachte die Köchin richtig die grünen Heringe zum heiligen Abend. Sie war aber sehr schlechter Laune. „Was ist das für ein Weihnacht," sagte sie zur Köchin von der untern Etage. „Meine Gnädige scheint an nix zu glauben Backen hat s' net lassen, für die ganze Weihnachten net. Grüne Heringe haben wir am Abend, sonst nix." Einen Weihnachtsbaum hatten sie, den zählte die Köchin nicht mit und Olly putzte ihn am Nachmittag still und gleichgiltig auf.

Ja, wenn man den Schmerz verbeißt, den eine Wunde uns macht und wenn man auch lächelt und spricht, die Bewegungen bleiben gehemmt und schmerzen fast und es ist nicht wie sonst. Welche Mühe hatte sie, das Bäumchen zu putzen, wie schwer wurde es ihr, wie lang dauerte es — und wie müde — wie müde! Es lag ihr wie Blei in den Gliedern.

Eine Redensart ihrer Mutter kam ihr nicht aus dem Kopf. Jedes Nein ist Unglück, jedes Ja ist Glück. Sie hatte das nie leiden können. Doch war es so. Wie hatte sie dieses Niedergedrücktsein, dieses Verzweifeltsein daheim gehaßt,

wie erbärmlich war's ihr erſchienen! Nun lag es auch ihr in den Gliedern — wie ein Fluch.

So ein böſer Anfang zum Ruhm. Wie hatte ſie ſich immer frei und ſtolz gefühlt, ſo unantaſtbar! Mißerfolge, mein Gott, die waren natürlich. Sie hatte immer damit gerechnet. Sie hatte die andern verurteilt, die ſich einen vorübergehenden Erfolg oder Mißerfolg ſo zu Herzen nahmen, daß ſie blind und taub für alles um ſich her wurden, und nun war ſie gerade ſo, beim erſtenmal gleich! Sie war wie in einen grauen Nebel geraten. Jawohl, über etwas von oben herab urteilen und ſelbſt darin ſtecken, das ſind zweierlei Dinge. — Sie ſchämte ſich ihrer Härte, wenn ſie an früher dachte. Alle ihre Gedanken kamen ihr wie gebrandmarkt vor. Es waren die Gedanken einer Blamierten. Alles war ihr an ſich ſelbſt reizlos geworden, armſelig, bedeutungslos, nicht berechtigt zu exiſtieren. Und warum? Weil irgend ein Unbekannter über ihre Sachen etwas Ungünſtiges geſchrieben hatte, was ſie noch nicht einmal recht wußte. Wie und was er geſchrieben, war ihr gleich. Und ein erfolgloſer Künſtler, der niemand hat, der an ihn glaubt, als ſich

ſelbſt, was iſt das für eine armſelige Kreatur; einer, der auf ſchlechte Kritiken ſchimpft, ſich reinwaſchen will, erklären will, wie recht er hat, wie vortrefflich alles iſt, was er ſchafft, und wie dumm die ſind, die es nicht begreifen!

So etwas werden zu können!

Nein, jeden Schlag ſtumm hinnehmen, nie klagen, nie ſich verteidigen — nicht einmal an ſich ſelbſt ſtumm glauben wollte ſie, um ſicher zu ſein, nie eine Taktloſigkeit zu begehen, wie die daheim. Totſchlagen laſſen wollte ſie ſich Seele und Körper ohne zu zucken.

Der Fluch der Kunſt, der die Schwachen beugt, lag auf ihr. Ja, ſie ſteckte plötzlich wie mitten im grauen Nebel, und dieſer umgab nicht nur ſie. Von ihr aus verbreitete er ſich im ganzen Haus, löſchte die Weihnachtsfreude aus, legte ſich dem ehrlichen Gaſtelmeier wie eine ſchwere Laſt auf's Herz. Es waren die erſten Weihnachten, die er nicht daheim in Rohrmoos feierte.

Weihnachten auf Rohrmoos! In der Heiligenabenddämmerung ſtieg ihm das ſehnſuchtsvolle Bild auf. Welch ein Treiben — welch ein Duft!

Weihnachtskuchen! Weihnachtsbier! Weihnachtskarpfen! Weihnachtsgebäck aller Art, feines und grobes, alles in Haufen, alles Duft ausſtrömend, das Rennen und Laufen auf dem Hof, das hurtige Arbeiten in den von Laternen erhellten Ställen, um fertig zu werden und das Feiertagsgewand anzulegen! — Und im Wohnzimmer die gute Mutter, mit der großen, weißen Schürze, die den Leuten die Beſcherung herrichtete und in wollenen Socken Joppen, Röcken, Pfefferkuchen und Nüſſen und Äpfeln faſt begraben war, und Annele, die jetzt auch gerade den Chriſtbaum putzt, zufällig zur ſelben Zeit wie Olly. Er wußte das, die Zeiteinteilung am heiligen Abend war unverrückbar, ein Jahr wie das andre, — und der Vater, der ſich an ſeinem Sekretär mit den Geldpäckchen zu ſchaffen machte, auf jedes ein Siegel drückte und den Namen des Empfängers mit der ſteifen, ungeübten Schrift darauf ſchrieb. Das war ein Weihnachten! — Draußen der tiefe, weiße Schnee und die ſtillen Berge, drinnen im Haus die rührige Feſtfreude. — Und hier bei ihm? Wenn alles noch ſo geweſen wäre, wie vor wenigen Wochen, ſo hätte er ſich auf nächſte Weihnachten

gefreut und mit dieſen vorlieb genommen; aber ſo wie es jetzt war, kam es ihm trübſelig vor.

Der Arzt hatte nicht erlaubt, daß er mit Olly nach Rohrmoos reiſte. Hätten ſie nur nicht gefragt! Das arme, ſtille, gedrückte Geſchöpf am Chriſtbaum war denn das Olly — ſeine liebreizende Olly?

Er ſah ihr bange zu. Sollte er mit ihr von der dummen Geſchichte reden, die ſie ſich ſo ſehr zu Herzen nahm? Er wagte es nicht, er hatte Furcht davor und meinte auch, daß es beſſer ſei, zu ſchweigen, als daran zu rühren. So ſtanden ſie, ſich gegenſeitig ganz fremd, vor dem Chriſtbaum und ſchauten ihn ſich miteinander an. Er war nur mit blaßroſa Roſen beſteckt, ſehr ſchön, aber kein eigentlicher Weihnachtsbaum. Gaſtelmeier hatte noch nie ſo einen geſehen.

„Du haſt ja gar nichts daran gehängt, Olly. Annele machte immer bunte Netze und ſteckte allerlei hinein, und es hing alles dick voll Gebäck, das die Mutter mit uralten Holzförmchen ſelbſt gebacken hatte.“

Olly ſah ihn ganz verwundert an. Sie fühlte ſich auch etwas gekränkt, daß er ihren Weihnachts-

baum nicht ſchön zu finden ſchien; ſo hatte ſie ihn Jahr für Jahr als ganz kleines Mädel daheim aufgeputzt und hatte früher gemeint, daß es ſo etwas Schönes wie ihren Baum nicht mehr geben könnte, einen Buſch ſo voll Roſen, wie man ihn nur im Traume ſehen konnte. Aber das war ganz gleichgiltig jetzt. Sie fühlte es nur ſo nebenbei. Es kam ihr vor, als hätte ſie gar keine Berechtigung mehr zu fühlen, als wäre ſie vernichtet. Und geradeſo nebenbei dachte ſie, daß er auch ſeinen Weihnachtsbaum liebe, wie er ihn gewohnt war, und es that ihr leid, daß ſie ihn nicht darum gefragt hatte.

Aber wie dumpf war alles, was ſie dachte. — So alſo ſtellte ſie ſich an, wenn ihr etwas in die Quere gegangen war? So? Schlimmer als die andern! Ja, aber es war ihr nicht irgend etwas Beliebiges in die Quere gegangen, ſondern ſie war mit dem erſten Schritt ins wahre, einzige Leben in einen Abgrund geſtürzt und lag nun tief unten, wie zerſchmettert. Wie ſie ſo ins Maßloſe hineinfühlte! Sie empfand das ſelbſt; aber ſie war nun einmal fortgeriſſen.

Gaſtelmeier hing ſeinen ſehnſüchtigen und

trüben Gedanken weiter nach. Der Arzt hatte mit ihm über Olly gesprochen. Er hatte gefragt, an was Ollys Vater gestorben sei: „Wie jeder dritte Pole wohl an der Schwindsucht," hatte er geantwortet, so — er hörte sich noch, es lag darin die ganze Gleichgiltigkeit, die er für Ollys Familie hatte. An was er gestorben war, wußte er nicht. Es war ihm, dem Arzte gegenüber unangenehm, daß er sich so hatte gehen lassen, und er hatte von der Thüre aus in Ollys Zimmer, wo diese im Bette lag hineingerufen: „Olly, an was ist dein Vater eigentlich gestorben?"

„Bst," hatte der Arzt gemacht, um ihn zurückzuhalten. Es war zu spät. Wie dumm, sie an so etwas zu erinnern!

Olly aber antwortete ruhig und matt, er hörte sie noch, wie sie es sagte: „Papa starb an einer Kehlkopfkrankheit."

Sie hatte es so leise gesagt, daß es nur Gastelmeier hatte hören können. Das referierte er dem Arzt: „An einer Kehlkopfkrankheit."

„So — so," hatte der gesagt und war, nachdem er noch einige Anordnungen gegeben, fortgegegangen.

Wie kam er jetzt darauf, ganz unvermittelt? Er hatte sich damals dumm benommen, das war ihm fatal, jetzt noch — und was war es denn weiter? Eine Gedankenlosigkeit! Außerdem war etwas Trübseliges in dieser Erinnerung, in Ollys Stimme, in allem. Wie sie das so gesagt hatte, — selbst krank. Es wollten keine frohen Gedanken kommen, so eine bleierne Stimmung, keine Freudigkeit, nicht einmal zu Weihnachten, und sie liebten sich — und es hätte so schön sein können!

Aus der Küche kamen auch keine verlockenden festlichen Gerüche. „Karpfen haben wir doch?“ sagte Gastelmeier und sog einen sonderbaren unvermuteten Duft ein, der mit der Köchin eben ins Zimmer gekommen war.

„Der Fisch ist so schön,“ sagte Olly befangen, „ich wollte nicht — draußen im Wasser schwimmt er. — Grüne Heringe sind auch Fische. Nicht wahr, Sie backen sie gut?“ wendete sie sich fragend und bittend an die Köchin.

„Na,“ sagte Gastelmeier, „das ist auch das erste Mal! Diese Aussicht hatte ihm vollends alle Laune verdorben und noch eine andre: Die

vergeiſtigte Mama, Erwin, Emil, Tante Zänglein und der lange, ſparrige Menſch kamen natürlich, um Weihnacht mitzufeiern, um die grünen Heringe mit eſſen zu helfen, der ganze Rangierbahnhof. Das war ein Weihnachten, ohne Saft und Kraft, ganz ohne Herz!

Und ſie kamen, ſo gedrückt und wehleidig Es war das erſte Mal, daß ſie wieder ſeit Ollys Krankheit alle beiſammen waren. Die vergeiſtigte Madame erſchien ganz in der Rolle der mitfühlenden Mutter. Sie hatte jetzt zwei, um die ſie hangen und bangen konnte. Erwin hatte ihr kürzlich erſt wieder den Genuß bereitet, nach Herzensluſt jammern und die Nerven ſtrapazieren zu können. Es gelang ihm ſo gut wie nichts oder wenigſtens ſehr wenig. Sie führte, während der Weihnachtsbaum brannte, mit Erwin und dem ſparrigen Menſchen ein litterariſches Geſpräch und ſo hörten und ſahen ſie nichts.

„Na, komm," ſagte Tante Zänglein zu Olly. „Du Pechprinzeß, fällt denn bei Euch keines einmal aus der Rolle — erſt das eine, dann das andre, in etwas ſollte der Menſch doch Glück haben. — Da haſt du wenigſtens etwas für den

Ärger," und ſie gab Olly ein kleines Päckchen in die Hand; darauf ſtand in der zierlichen Schrift des Weibchens: „Für das Porträt ohne Geſicht." — — Und wie es nun kam!? Von dieſen Augenblick an ſchlug Ollys Stimmung um.

„Kein Glück?" ſagte ſie lachend, „Tante Zänglein, ſo? Denkſt du, daß ich mich quäle? — gar nicht. — Kein Glück? Glück ſage ich dir, die Hülle und Fülle, wart' nur! Aber kein ſo miſerables Glück wird es ſein, da einmal, dort einmal — ſo im großen Zug, verſtehſt du? Mit einem Schlag iſt mir's, als würde es ſo, wie ich will. Arbeiten — und dann der Lohn, und einen Lohn, wie ich ihn mir denke. Am Arbeiten ſoll's nicht fehlen! Und wenn ich dann bin, wo ich ſein will, dann heißt es ſich oben halten," lachte ſie, „und jemand haben, den man liebt!" Das war die alte Olly, das freie, ſtolze Mädchen, das an ſich und ſeine Schönheit und ſeine Kraft und ſein Können glaubte. — „Weißt du, Tante Zänglein, wie ich arbeiten kann? Herrgott, wenn du das wüßteſt!"

„Schau," ſagte das kleine Weibchen, „ſo eine Frau, ſo ein Mädel! Das iſt einmal etwas! So

gefällst du mir. Endlich eine! Die Trübsal spritzen, das sind scheußliche Leute, denen glückt auch nichts."

Wie umgewandelt war die Stimmung mit einemmal. Olly wurde so übermütig, daß die andern auch aufschauten. Gastelmeier war vergnügt, so konnte sich sein Weihnachten im eigenen Heim doch auch sehen lassen und brauchte sich nicht zu verkriechen vor dem, was er „Weihnachten" nannte.

Die grünen Heringe schmeckten ganz gut; Gastelmeier spendierte ein paar Flaschen guten Weißwein, den er von daheim geschickt bekommen hatte, und der Rangierbahnhof feierte wirklich Weihnachten und hielt einmal Ruhe.

Und draußen in der Küche schwamm der Goldkarpfen, das schöne Weihnachtstier, und freute sich seines Lebens im Wasserschaff.

„Ich danke dir, kleine Olly," sagte Gastelmeier zärtlich, und umarmte seine junge Frau in ganz fideler Stimmung.

„Ist nichts zu danken," erwiderte sie ihm ehrlich. „Ich kann nichts dafür."

„Desto besser," meinte er.

„Mimm, mein armes Jüngelchen," ſo nannte ſie ihn, und ſie drückte ihr Geſicht an ſeinen Hals, „es iſt ein großes Unglück für dich, daß du mich geheiratet haſt."

„Dummes Zeug!" ſagte er.

„Ganz gewiß — du thuſt mir leid." Sie ſagte das zärtlich und wie überlegen zu ihm, ſo einfach, daß es ihm einen wunderlichen Eindruck machte. Es war, als wenn wieder eine dunkle Wolke über die Sonne, die eben erſt aus dem Nebel gekrochen, hingezogen wäre.

„Du biſt ſo heiß und ſo erregt, Olly," ſagte er beſorgt.

„Ein biſſel erkältet."

Das hatte die vergeiſtigte Madame aufgefangen. „Olly, dein Hals," ſagte ſie wie außer ſich, „du ſprichſt ja wieder ganz heiſer! Wo haſt du dir das geholt?"

Die Vergeiſtigte war jetzt in ihr Fahrwaſſer hineingekommen und ſo ängſtlich und aufgeregt, wie nur zu wünſchen. Sie machte ein großes Aufheben von Ollys Heiſerkeit.

„Ihr ſollt ſehen, das wird ſie dieſen Winter nicht wieder los, das iſt die alte Halsgeſchichte.

Und bei dem dummen Fiſchkauf hat ſie ſich das geholt. Und nicht einmal zu eſſen bekommen haben wir ihn! Was ſoll der Fiſch draußen im Waſſer?“

„Leben, nur leben,“ ſagte Olly ruhig.

VII.

Dritter Weihnachtsfeiertag. Olly ist nicht wohl, die Erkältung vom heiligen Abend hat sich gesteigert; aber unbekümmert darum, arbeitet sie im Atelier. Sie hat ein Modell. Ein vierschrötiges Bauermädchen hält das Kinn in die Hand, den Arm auf das Knie gestützt, und blickt vor sich hin, so schläfrig und stumpf wie nur ein Modell, das stundenlang sich schon ruhig hält, blicken kann.

Auf Ollys Bild sitzt ein Mädchen unter einem Apfelbaum, der hie und da noch blüht. Es ist schon zu Ende mit der Blütenzeit. Das Laub ist ausgebrochen und die abgeblühten Blumenblätter geben den Zweigen etwas Bräunliches, Verblichenes. Olly hat von ihrer Reise Studien zu diesem Baume mitgebracht und auch die Idee zu dem Bilde. Ein blasser, nebliger Maiabend,

feucht und kühl. Der Baum steht auf dem Felde, auf dem das Mädchen hart gearbeitet hat. Hecken, Wiesenfläche, Weiden, Abendnebel. Das Mädchen sitzt müd und matt gearbeitet. Es ist, als hörte sie auf einen Vogel, der im Baum singt, oder auf von fern herüberklingende Abendglocken. In der Haltung soll sich die Ermattung eines kräftigen Menschen und ein stilles Beobachten und Umsichschauen ausprägen, so ein schläfriges, gleichgültiges, zufriedenes Beobachten von irgend etwas, ein Sichausspannen nach der Arbeit.

Und Olly war glücklich, das Modell zu dem Bilde gefunden zu haben. Die starken Glieder des Mädchens sanken, wenn es eine Weile gesessen hatte, so zusammen, als hätte es die härteste Arbeit hinter sich. Sie bekamen trotz ihrer Kraft etwas Weiches, Unbehilfliches, wie es die Glieder eines schläfrigen Kindes haben.

Gastelmeier kam nach Hause. Olly winkte ihn zu sich heran und flüsterte ihm zu: „Mimm, es liegt eine Poesie in ihr!“

„Na, weißt du,“ sagte Gastelmeier, „ich bin nu mal für diese Art muffliche Poesie nicht besonders eingenommen. — Aber ganz gut — sehr

gut. Na ja! Übrigens, es hat wirklich einer, wie ich dir's vorher gesagt habe, mich wegen deines Bildes angesprochen. Wenn du dich's erinnerst? ‚Gastelmeier, die Dinger von deiner Frau sind net übel.' Weißt du noch?" Olly nickte, ganz in ihre Arbeit vertieft. „Grad' von dem ist's das reine Wunder, du kannst dir's hoch anrechnen. Es ist der Köppert!"

„Ach nein!" rief Olly, wie von einem märchenhaften Glück ganz überwältigt, und legte ihre Palette aus der Hand.

„Na, er hat es halt, wie er so ist, auf seine Weise in den Bart gebrummt. Das wär' mir übrigens nicht der Rechte."

„Wie kannst du das sagen, Mimm!"

„Kennst du ihn?" fragte er.

„Persönlich nicht; aber seine Arbeiten. Solang ich weiß, waren die immer das, was ich liebe. Eigentlich der Einzige in Deutschland, der ganz das ist, was ich fürs Beste halte." Olly war tief erregt, ihre Wangen glühten. „Mimm, ist es auch wahrhaftig wahr?" fragte sie noch einmal und sah gespannt auf ihn. „War's Spaß?"

„Nein, Herrgott noch einmal! Was iſt denn da ſo Extras dran? Er hat's einfach geſagt.“

„Siehſt du, er iſt der Einzige, der das Leben ſo ganz nimmt, wie es iſt — ſo nur die Wahrheit, ohne alles Dazuthun, und ſo tief. Wie habe ich den Menſchen immer beneidet!“ Sie fiel ihrem Mann mit einer heftigen Bewegung um den Hals. „Alſo er hat's wirklich geſagt?“ Sie mußte huſten und richtete ſich auf. „Neulich war ich in der Pinakothek bei den alten Sachen. Wie hab' ich ſie — viele davon — immer angebetet, was hab' ich da für Stunden verlebt und wie thu' ich's noch! Aber weißt du, bei den wundervollen braunen Schwarten war mir's auf einmal, als ich an Köpperts einfache Menſchen mit dem alltäglichen tiefen Menſchenausdruck, an ſeine matte Sonne, an ſeine graue Luft dachte, als wenn ich in einem engen, vornehmen Zimmer atmen müßte, darin eingeſperrt wär' — und Köppert, der hatte die reine friſche Luft und die Freiheit.“

„Olly,“ ſagte Gaſtelmeier, „mußt du denn immer gleich oben hinaus? Du armes Haſcherl machſt dich krank.“

„I, wo! Daß du ihn nicht ſo verſtehſt, wie ich ihn verſtehe, Mimm, wie ſchade!“

„Weißt du, liebes Kind, ich bin etwas ruhiger und vernünftiger in dieſer Beziehung als du. Er ſelbſt wird ſich einfach mit der Zeit ändern. Was er jetzt iſt, bleibt er nicht.“

„Doch — doch, Mimm, ſo wahr ich lebe — du mußt ihn um Gottes willen nicht unter die gemachten Leute zählen, die modern ſein wollen und gar nicht wiſſen, um was es ſich handelt, die die Mode mitmachen und die Mode wechſeln. Daß ich dir das ſagen muß! Er iſt goldecht.“

„Von dem Götzendienſt wußt' ich ja gar nichts.“

„Mimm, ärgere mich nicht.“

„Ärgern?“ lachte er. „Aber du haſt mich nicht ausreden laſſen. Er kommt heute Nachmittag und will uns beſuchen und ſich deine Sachen anſehen.“

Olly erſchrak offenbar, ſie griff nach der Palette und war ganz verwirrt. Sie ſchwieg, wollte wieder zu arbeiten anfangen — die Hand zitterte ihr. Gaſtelmeier ſah auf ſie hin. Sie legte die Palette wieder nieder. „Jetzt geht's nicht,“ ſagte ſie.

„Es iſt auch hohe Zeit zum Eſſen,“ meinte Gaſtelmeier ſeelenruhig.

„Das iſt doch net möglich,“ ſagte ſie.

„Wo iſt denn deine Uhr, Olly? Die ſollte doch immer neben dir liegen, damit du zeitig vor dem Eſſen aufhörſt.“

„Wo iſt ſie denn?“ fragte Olly geiſtesabweſend. „Gar net aufgezogen, ich weiß. Sie iſt hinters Bett gefallen — vor ein paar Tagen.“

„Da haſt du ſie liegen laſſen?“

Weil ich keinen Stock hatte, ſie liegt ganz zu hinterſt.“

„Das iſt ja recht nett.“

„Mimm, brumme nicht,“ bat ſie.

Gaſtelmeier ahnte und wußte, daß es mit dem Eſſen noch einige Zeit dauern werde. Er warf ſich auf ſeine Chaiſelongue und nahm ein Buch zur Hand. Olly ſchickte das Modell fort, rief nach heißem Waſſer und Seife zum Pinſelwaſchen, und als die Köchin damit hereinkam, ſagte ſie: „Bitte, eilen Sie ſich doch heute etwas mit dem Eſſen; was giebt's denn eigentlich? Bitte, recht raſch.“

‚Eine nette Hausfrau,‘ dachte Gaſtelmeier,

der zugehört hatte. Er fühlte ſich nicht beſonders guter Laune, war hungrig, hatte Appetit auf etwas Extras und wußte im voraus, daß dieſer Appetit unbefriedigt bleiben würde.

Als endlich das Eſſen aufgetragen wurde und die Köchin die Liebenswürdigkeit hatte, dieſes Geſchäft in der ſchmutzigen Küchenſchürze zu beſorgen, hob Gaſtelmeier den Deckel von einer Schüſſel: „Wiſſen möcht' i, was 's heut für ein Schlangenfraß iſt!“ ſagte er gereizt. Olly achtete nicht darauf. „Na, was für ein Schlangenfraß iſt's denn?“ fragte er noch einmal.

„Weiß net, Mimm.“ Sie war immer noch in einer wunderlichen Erregung und rührte vom Eſſen kaum etwas an. „Mimm, wann kommt er den?“

„Herrgott noch einmal! — Da iſt ja eine nette Bombe ins Haus gefallen! Olly, nimm dich zuſammen. Dieſe ewigen Aufregereien, wohin ſollen die führen? Du ißt nix. Und mit ſo einem Huſten. Heiſer biſt du! Ins Bett gehörſt du! Weißt du, ich beſtell' ihn ab — der kann auch ein andermal kommen.“

„Nein — nein,“ ſagte ſie erregt. „Wenn

nun einmal ein Glück kommt! Mimm, wie kannſt du? Das thuſt du nicht!“ Sie ſtand auf und ſah ihn angſtvoll an.

„Das iſt ja zum Teufel holen, Kleine, ſo ein Lärm um nix. Mag er kommen. — Aber ſag einmal, iſt denn der Karpf noch immer draußen im Waſſerſchaff? Wie lang ſoll er denn eigentlich dableiben? Ich dächte, der thäte beſſer daran, ſtatt dieſes ſcheußlichen Hammelfleiſches zu uns hübſch blau geſotten hereinzukommen.“ Gaſtelmeier lief das Waſſer im Munde zuſammen, während er ſich ſeinen Karpfen, wie er ihn liebte, vorſtellte. „Zum Beiſpiel: von mir gar net zu reden, dir thäte ſo ein Stück Karpfen jetzt wirklich gut.“

„Nein, nein, Mimm,“ proteſtierte ſie, „damit wird's nichts; ich weiß ſchon, du willſt ihm ans Leben — das leid' ich aber nicht. Er iſt ſchon ganz zahm.“

„So. — Meinſt du, daß er dann weniger gut ſchmeckt?“

„Ja, — ich könnte keinen Biſſen von ihm eſſen.“

„Mir aber macht ſeine Zahmheit nichts aus —

liebe Olly, ich dächte, unſer Menu wär' nicht ſo reichhaltig, daß wir es mit anzuſehen brauchten, wie das beſte Stück vom ganzen Jahr ſinn- und zwecklos ſich in der Küche amüſiert."

„Du Raubtier," ſagte Olly.

„Ach was, Raubtier bei der Eſſerei! Du kannſt darauf ſchwören, wenn's niemand thut, koch' ich mir den frechen Burſchen ſelbſt."

„Mimm — nein!" ſagte Olly, legte ihren Kopf an ſeinen Hals und ſtreichelte ihm die Glatze, den wunden Punkt ſeiner Perſönlichkeit. Das liebte ſie zu thun, er aber liebte es durchaus nicht. — „Laß ihn mir. Du, laß den Karpfen in Ruh!"

„Ja, wenn du dafür ſorgſt, daß ich was Anſtändiges zu eſſen bekomme; nach noch ſo einem Schlangenfraß, wie wir heut' einen hatten, geht's ihm ſicher ans Leben."

„Beim erſten? — Beim dritten, Mimm! Drei müſſen es immer ſein, bei allen Dingen."

„Meinetwegen, aber dann auch auf die Minute, alſo morgen, übermorgen und noch einmal — dann."

Die Köchin kam herein. „Sie müſſen jetzt

sehr gut kochen," sagte Olly. „Wenn dreimal so schlechtes Essen ist wie heute, dann will der Herr sich den Karpfen selbst kochen. Also bitte, passen Sie auf. Sehr gut muß alles sein. Hören Sie?"

„Jawohl," sagte die Köchin und lachte. Sie amüsierte sich köstlich hier im Haus. Auch diese Köchin that wieder vollkommen, was ihr beliebte. —

Nach Tische legte Gastelmeier sich zu einem Nachmittagsschläfchen hin. Olly warnte ihn und sagte: „Thu's nicht, Mimm, du wirst zu fett."

„Was geht's dich an?" erwiderte er, „da werd' ich wenigstens vom Schlafen fett — vom Essen schwerlich."

„Ja, willst du denn durchaus fett werden?"

„Ja," brüllte Gastelmeier im tiefsten Brustton. „Ich will mein Behagen! —"

„Die Speckseiten mit sich herumtragen, als wenn das Behagen wäre!"

„Freilich ist's das!"

„Aber ich will keinen fetten Mann!"

Sie nahm ihn an einen Fuß und wollte ihn vom Sofa herunterziehen.

„Verdammte Kröte!" schrie er. „Halt' Ruh!"

Sie wirtſchaftete mit ihm herum, verſuchte auf alle Art ihn vom Sofa zu werfen, huſtete dabei und ihre Stimme hatte einen eigentümlich heiſeren Klang. Ihre Wangen glühten.

„Du biſt ja krank, Olly, halt' Ruh!“ ſagte er. Sie war aber wie ein Kind, zudringlich und ausgelaſſen und riß und zerrte an ihm herum. „Du Faß!“ ſagte ſie.

„Pfui, Olly!“

„Meinſt du etwa nicht?“

Es war ihm ſchändlich unbequem, dieſe Unvernunft nach Tiſche; aber dieſes reizende, mädchenhafte Frauchen ſein eigen! Sie kam auf die tollſten Ideen und ſchwatzte und ſpektakelte mit ihm. „Pfui, deine Stimme,“ ſagte er, „heiſer wie ein Rabe!“

„Wirklich?“ meinte ſie ganz betreten. „Mimm, iſt's ſo ſchlimm? Kann ich mich ſehen laſſen?“

„Aha! Soll ich ihn abbeſtellen?“

„Nein, nein, Mimm! Das Glück muß man halten. Aber dumm iſt's, Mimm, daß ich ſo eine Stimme heute haben muß — ſo dumm. In allen Dingen Unglück! Immer dasſelbe. Das war von jeher ſo; immer, wenn ich mich

freute, kam etwas dazwiſchen, immer ein Schnupfen, eine Heiſerkeit oder ſo was. — Giebt's denn nichts dafür?“

„Ja, halt' Ruh! das iſt das beſte.“

„Nein, nein, dann roſtet die Stimme ein — und ich kann auch gar nicht!“

„Herrgott, ſo ein Frauenzimmer!“

„Wart, Mimm, ich weiß was!“ Fort war ſie und kam mit einer Palette und Pinſeln wieder. Sie ſtellte ſich hinter ihn. ‚So, ſie ſcheint wieder arbeiten zu wollen und hat ſich ausgetobt,‘ dachte Gaſtelmeier und reckte ſich behaglich zurecht. Da fühlte er auf ſeiner Glatze ein eigentümliches, ganz angenehmes Streichen und Kitzeln. Was aber wäre ihm auf ſeiner Platte angenehm geweſen, außer ein neuer Haarwuchs? „Olly, was treibſt du?“ fragte er.

„Ich mal' dir Haare,“ ſagte ſie, „wunderbare Haare!“

Jetzt riß ihm die Geduld. „Der iſt nichts heilig,“ brummte er, ſtand auf und ging aus dem Zimmer; Olly aber lief ihm nach. Er wollte ſich grollend auf ſein Bett legen. Sie ließ ihm aber keine Ruhe. „Lieber, lieber Mimm, ſei

wieder gut.“ Sie ſchmeichelte ſo lange und bat und verſprach, bis er ihr endlich verzieh.

„Aber Mimm, es ſind noch von den Haaren welche oben!“

„Olly!“ fuhr er ſie böſe an.

„Mimm, er iſt doch eigentlich der einzige Menſch in München, der ein Geſicht hat.“

„Wer?“

„Köppert!“

„So, und was hab' ich denn da gefälligſt,“ fragte Gaſtelmeier, „wenn nur er ein Geſicht hat?“

„Eine Kartoffel, Mimm.“

„Räum' etwas auf,“ ſagte er, „und geh nun.“ Jetzt war er wirklich böſe. Diesmal aber bemerkte ſie es nicht. Sie dachte daran, ſich umzukleiden. Das erſchien ihr aber dumm und weibiſch und ſie wollte wahr ſein, nicht für ihn vorbereitet. Sie war deſſen auch ſicher, daß ſie nichts trug, was ſie nicht kleidete. Etwas was nicht zu ihr gehörte, konnte ſie nicht einen Tag an ſich dulden. Alles mußte leicht ſein, anſchmiegend, ſo eine Art Haut.

* * *

Und Köppert kam um vier Uhr, pünktlich wie er gesagt hatte. Als er eingetreten war und beide begrüßt hatte, sagte er: „Gastelmeier, was meinst du, darf ich meinen Hund mit hereinnehmen, den Astralhund?“

„Freilich!“

Er ging hinaus mit großen, leichten Schritten und kam mit seinem Hund, einer gelben, struppigen istrischen Bracke, wieder herein. Der Hund schaute auf ihn hin mit so einem großen Blick, in dem eine tiefe Freundschaft lag. Sie schienen im besten Einvernehmen miteinander zu sein.

„Astralhund?“ fragte Olly lächelnd und strich dem Hund über den Rücken.

„Schauen Sie uns an“, sagte Köppert.

Es war etwas Ähnliches zwischen den beiden. Beide hager, energisch, aufmerksam; auch er hatte den Blick, den die Bracken haben.

„Verstehen Sie's?“

„Ja, ich weiß nicht,“ sagte Olly. „Ein Astralkörper; soll das nicht so unser zweiter Körper sein, der überall mit uns geht?“

„Stimmt,“ sagte Köppert. — „Kusch, drück' dich.“

Sie kamen bald miteinander tief ins Geſpräch. Köppert ließ ſich Ollys Arbeiten zeigen und lobte vieles. Von einem Kopfe ſagte er: „Reife gute Arbeit — und wie alt können Sie denn ſein? Zwanzig, zweiundzwanzig?“

„Ja.“

„Und ich alter Menſch bin ſechsunddreißig und hätte den Kopf net beſſer machen können. Bei wem haben Sie gelernt?“

Olly ſagte es. Sie war ſo glückſelig. Jetzt kam es ja, das Glück. Von wem auf der Welt wäre ſie lieber gelobt worden als gerade von Köppert. Und ſo wahr und ehrlich, wie er es that! Sie durfte ihm glauben. Sie ſelbſt ſprach wenig, das Wenige aber ganz verklärt.

„Sie ſind etwas heiſer,“ ſagte Köppert.

„Leider.“ Sie wurde dunkelrot, es bedrückte und beſchämte ſie, dieſe Stimme. Mit einmal war's ihr wie ein Unglück, das ſie ſo gehemmt ſprach. Sie fühlte ſich gequält, krank mitten in ihrem Jubel.

Köppert merkte ihre Verſtimmung. „Roheit,“ ſagte er, „ich habe Sie jetzt darin erinnert. Na, ſo etwas vergeht. Sie ſind ein ganz glückliches Geſchöpf, ſehe ich, ein gutes Talent, einen guten

Mann — und ganz jung.“ Für sich dachte er: und so ein rührendes Hühnchen, so ein hübscher netter Kerl.

Sie waren im besten Gespräch, da klingelte es. Ollys Mutter, Erwin und Emil kamen. Über Ollys Gesicht ging es wie ein Schatten. Die Stunde war gestört.

Die Neuangekommenen kannten Köppert dem Namen nach sehr wohl. Seine Werke waren schon oft bei ihnen Gegenstand schöngeistiger Unterhaltung gewesen. Sie hatten ihn schon nach allen Richtungen hin kritisiert, waren seinetwegen öfters hart aneinander gekommen, denn ihre Hauptleidenschaft war nun eben, litterarisch und künstlerisch zu kannegießern. Frau Kovalski war hochbefriedigt bei ihrem Schwiegersohne einen so interessanten Mann zu treffen. Und sie stellte sich mit ihm sogleich auf einen gewissermaßen kollegialischen Fuß, sprach mit ihm in Kunstausdrücken — die neuen Worte, Freilicht, Impressionist und so weiter, schwirrten auf Köppert zu, wie Fliegen, deren er sich vorderhand nicht erwehren konnte. Sie wollte ihm imponieren und außerdem betrachtete sie ihn als einen der Ihrigen.

Sie hatte ſogar das dunkle Gefühl, als hätte ſie ihn gewiſſermaßen mit „creieren“ helfen. Alles, was Kunſt war, und was ſich gar moderne Kunſt nannte, war ihr Departement. Von alledem wußte er aber nichts und dachte nur: ‚Was iſt denn das für ein Huhn?‘

Sie fingen jetzt im Chor an, über die Verfolgung, die die moderne Kunſt zu erdulden habe, zu lamentieren, alle drei — Emil auch mit. „Verflucht! Verflucht! Verflucht! — Die Menſchen ſind Miſtjauche! — um nichts beſſer als Miſtjauche!“

„Erlauben Sie!“ ſagte Köppert und wendete ſich nach beharrlichem Stillſchweigen an die Mutter des vorlauten Jünglings, „erſtens kenne ich eine moderne Kunſt gar nicht. Ich weiß nicht, was Sie darunter verſtehen. Zweitens: ein Menſch, wie ich, verſteht von Kunſt überhaupt nichts; Sie können mich totſchlagen, ich wüßte nichts darüber zu ſagen. Ich bin erſtaunt, was Sie alles wiſſen, gnädige Frau. Und drittens! Was iſt das für ein ungebackenes Brötchen, was da hinten ſitzt und mitſpricht?“

„Wie denn?“ fragte ſie.

„Das halbgebackene Brot da, an einer Seite angebrannt und an der andern noch Teig.“

Die vergeistigte Dame, Erwin und Emil schauten ganz verblüfft drein, es ergab sich aber, daß Köppert Emil meinte.

„Wie alt sind Sie, mein Sohn?“ fragte er.

„Er ist siebzehn, mein Herr,“ erwiderte die Dame, „für sein Alter merkwürdig entwickelt.“

„O weh!“ sagte Köppert. „Das ist ein Zeichen der Zeit. Wer sagt das doch: die Kinder sind erst jetzt erfunden worden? Früher wußte man gar nichts von ihnen, man hörte sie unter Erwachsenen nicht. Wie lange zählt Ihr Herr Sohn schon unter die Menschen und thut so ausgezeichnete Aussprüche? Und ist Weltverächter? Verzeihen Sie, gnädige Frau, die Freiheit, die ich mir nehme. Bei solcher Gelegenheit setze ich nämlich wie der Uhu mein Federohr auf. Warten Sie, mein Söhnchen,“ fuhr er fort, „wie wär's, wenn Sie ein bissel unter meine Fuchtel kämen? Was wollen wir denn werden?“

„Maler,“ antwortete Emil kleinlaut.

„So. Proste Mahlzeit, und werden vorerst Kunstmäcen und Kunstkritiker? O, du heiliges

unausgebackenes Brot! Weiß Gott, ich würde die Knute einführen!“

„Köppert, Köppert!“ ſagte Gaſtelmeier wie ermahnend.

Da lachte Köppert kurz auf. „Nun werde ich mich heute Abend wieder ohrfeigen können; ſo eine Art Teufel ſollte immer die Hände gebunden haben. — Ein Uhu mit dem Federohr!“ — Dabei flocht er ſeine mageren, energiſchen Finger ineinander.

„Nein, Sie ſollen reden,“ ſagte Ollys leiſes, heiſeres Stimmchen.

„So,“ lachte Köppert wieder; „aber ganz manierlich und liebenswürdig. Haben Sie ſich nicht über mich geärgert?“

„Nein,“ erwiderte Olly.

„Bravo.“

„Sie ſind alſo gegen die Erziehung, die die Kinder wie Menſchen behandelt? Menſch zum Menſchen?“ fragte die vergeiſtigte Dame höflich und gewählt, wie man einen groben, berühmten Mann immer fragen muß.

„Was Menſchen?“ fuhr Köppert wieder auf. „Sind's denn Menſchen? Gefälligſt? Einen

Menſchen, der noch keiner iſt, als Menſchen behandeln, iſt das Mittel, daß er nie einer wird. Punktum — totſchießen!“

„Ja freilich,“ ſagte die vergeiſtigte Dame. Es wurde ihr ſchwer, der ſprunghaften, zerſtückten Unterhaltung des vielbeſprochenen Köppert zu folgen. Er ſprach undeutlich und murmelte alles in den dichten Schnurrbart hinein; ſo ging ihr zum Glück das meiſte verloren, ſie kam aber auch nicht zur Erkenntnis, daß Köppert ſehr wenig Neigung hatte, ſich mit ihr ſchöngeiſtig zu unterhalten. Sie ließ ihn nicht los.

Endlich wendete er ſich von ihr ab und Olly zu, und die beiden ſprachen miteinander leiſe und für die andern undeutlich. Er ſprach mit ihr von ihrer Kunſt, und ihre Augen ſtrahlten in einem fieberhaften, ſeligen Feuer. Er bog ſich zu ihr hin, um ihr das Sprechen zu erleichtern.

Es war die Stunde, in der zum erſtenmal ein Menſch mit ihr ſprach, von dem ſie fühlte, daß er ſie verſtand. Weshalb eigentlich? Sie wußte es ſelbſt nicht zu ſagen. Seine Worte waren für ſie lebendig und in ihren Worten, dieſen armen, heiſern Worten, lag auch ein Leben,

das er in ihr erweckt hatte. Sie ſprach zum erſtenmal nicht ins Leere hinein. So war es: ſie fühlte, daß ſie bisher das, was ihr am heiligſten war, immer ins Leere geſprochen hatte, wie in eine große Einſamkeit hinein. Und jetzt auf einmal ein Wiederhall — zum erſtenmal. Früher hatte ſie gedacht: die Menſchen ſind eben einſam, jeder iſt im Grunde einſam — und nun doch nicht, nicht alle, nicht immer. Und war ſie denn immer wirklich einſam geweſen? Bewahre. Nur bis zu einem Punkt ihrer Seele war nie ein Menſchenwort gedrungen. Und dann war es auch der Erfolg, daß er ſie gelobt hatte, — die Anerkennung. Hätte er ſie getadelt, wäre ſie wie vernichtet geweſen, ſo erſchien es ihr; aber jetzt, welches Leben, welche Lebenshoffnung! Wie eine weite Sonnenbahn lag mit einemmal alles vor ihr. Das war eine Stunde!

Sie ſah zwar ſo alltäglich aus, wie irgend eine andre. Emil ſaß da und brummte; er war wütend auf Köppert. Erwin und die Mutter führten ein litterariſches Geſpräch trotzig allein. Es war ihnen unmöglich, wenn ſie in Geſellſchaft ſaßen, ſich nicht ſchöngeiſtig zu bethätigen. Sie

thaten dann gewiſſermaßen, als wären ſie nicht Mutter und Sohn, ſie thaten fremd miteinander.

Gaſtelmeier ſetzte ſeinen Gäſten Wein vor, nahm ſein Cigarrenetui aus der Bruſttaſche und reichte es Köppert. „Bitte, Köppert, bediene dich, kuhwarme Cigarren.“

„So ein Menſch!“ ſagte Köppert zu Gaſtelmeier, „wo nimmſt du eigentlich den Mut zu dergleichen her? Und außerdem?“ Er blinzelte auf Olly hin. „Natürlich, ein Ehemann — eine Rothaut.“

Das Mädchen kam in das dämmerige Zimmer hereingeſchlichen und meldete den Doktor an.

„Kommt der denn immer noch zu euch?“ fragte Frau Kovalski.

„Er hat mich heute auf der Straße nach Olly gefragt, da habe ich ihm von ihrer Heiſerkeit geſagt und ſo weiter, daß ſie bei ihrem Fieber arbeitet,“ ſagte Gaſtelmeier.

Der alte Doktor trat ein. „Nun, Frauchen,“ begrüßte er Olly. Gaſtelmeier rückte ihm einen Stuhl zurecht.

Olly war tief erregt. Das Glück, das Köppert ihr gebracht hatte, ließ ihr das Blut durch die

Adern ſtürmen; ihr war, als wenn von den Füßen her Flammen durch ihren ganzen Körper ſchlügen, freudige, erregte Flammen. Da war nun das Glück und es ſchien ihr, als wäre es nicht leicht zu ertragen. Es beengte ihr die Bruſt, trieb ihr das Blut zu Kopf. Sie war ſo beunruhigt und wendete ſich wieder zu Köppert und ſagte: „War es Ihnen auch ſo, als der erſte Menſch, wiſſen Sie, einer, dem Sie ganz vertrauen, Ihnen ſagte, daß — —. Sie haben mir doch geſagt, daß meine Arbeiten gut ſind?“ unterbrach ſie ſich und ſchaute mit großen Augen auf ihn.

„Ja, gut — mehr als das,“ antwortete Köppert und blickte teilnahmvoll auf ſie hin.

„War es Ihnen da auch ſo — beinah qualvoll glückſelig zu Mute?“

„I wo,“ ſagte Köppert, „laſſen Sie die Eſel reden, was ſie wollen, einen wie den andern! Was geht Sie das eigentlich an? Aber laſſen Sie's gut ſein, ich verſteh' ſchon, wir ſind nun einmal ſolche Narren, daß wir uns von andern das Lebenslicht anbrennen und ausblaſen laſſen. Wenn uns die verdammte Kunſt hat, gehören wir den andern, nicht mehr uns ſelbſt, — die

können machen mit uns, was sie wollen; das ist so eine Einrichtung. — Aber das darf nicht sein! So ein Hunde- und Sklavenleben! Ich habe die Frechheit, an mich selbst zu glauben, ich bin mir selbst die Hauptsache. Da sagt doch, was Ihr wollt — Ihr —! Denken Sie so. Einfach: die andern gehen Sie nichts an. So allein ist die Kunst gesund, und wie kann man sonst ein anständiger Kerl bleiben? Auf sich selbst hören, auf niemand anders, das ist die einzige Rettung."

„Ja," erwiderte Olly treuherzig; „aber zwischen dieses ruhige Überlegen kommen Stürme und werfen alles durcheinander."

„Stürme im Waschbecken," brummte Köppert. „Wir nehmen uns viel zu wichtig. Übersetzen wir uns in Raupen und Insekten. — Was sind wir denn anders? Stellen Sie sich so ein Insekt vor — und den Summs darin — komisch! Und was meinen Sie — der da oben", Köppert zwinkerte zur Decke hinauf, „kennt sich zwischen einer Handvoll Räupchen und einer Handvoll Leut' längst net mehr recht aus."

Olly sah ihn ernst an. „Ja, wahrscheinlich

iſt es gut, ſo zu denken," ſagte ſie; „aber man müßte es erſt lernen."

Sie hatten beide leiſe miteinander geſprochen. Köppert immer noch zu ihr hingeneigt, damit ſie ſich beim Sprechen nicht anſtrengen ſollte.

„Nun, Frauchen," ſagte der Doktor, „wir haben auch ein Wort miteinander zu reden." Er bot ihr wie im Scherz ſeinen Arm und ſie gingen miteinander in das Nebenzimmer.

* * *

Köppert und der Arzt verabſchiedeten ſich miteinander.

Der Arzt ſagte vorher zu Olly: „Frauchen, morgen, wenn Sie hübſch ruhig ſind, muß ich ſchon noch einmal kommen — was? Wir müſſen das Hälschen uns ordentlich anſehen." Dann gingen ſie.

„So eine Art Seelchen hat der Gaſtelmeier erwiſcht," ſagte Köppert zum Arzt, als ſie in die Winterkälte hinaustraten, „ich habe ſeine Frau zum erſtenmal heut geſehen."

„Frau?" erwiderte der alte Doktor, der mit Köppert gut bekannt war, „‚Frau' iſt das nicht — das hat nichts von ‚Frau'."

„Ein armes Seelchen," meinte Köppert. „Wie kommt der Gaſtelmeier eigentlich zu ihr und ſie zu ihm?"

„Sie iſt Todeskandidatin," ſagte der Arzt trocken.

„Wie, das Seelchen?" fragte Köppert.

„Im Vertrauen, ja. Es iſt mir herausgerutſcht — die oben wiſſen von gar nichts noch — alſo unter uns. Mir iſt's ſchon längſt klar; eine abſchließende Unterſuchung iſt zwar noch nicht vorgenommen, aber es wird nicht viel anders ausſehen, als ich jetzt annehmen muß."

„So ein ahnungsloſes Geſchöpf," ſagte Köppert.

„Soll's auch bleiben, ſo lange als möglich. Die wird ihrem Mann noch genug zu raten aufgeben — Herrgott noch einmal! Ich habe das Geſicht geſehen, als es vor ein paar Wochen hieß, ſie brauchte vorderhand nicht mehr zu befürchten, Mutter zu werden, — das heißt, ich ſagte damals nicht ‚befürchten', ſondern teilte es ihr ſchonend mit, wie man das ſo nennt. Dies Geſicht! Die vollkommene Erlöſung! Nur einen Augenblick war der Ausdruck ganz klar. Ich habe ihn nie ähnlich bei einer Frau geſehen.

Sie hat nichts als ihre verdammte Kunſt im Kopf. Es hat ihr davor gegraut, daß ſie ihre Kraft nicht mehr für ſich ganz allein haben ſollt' — und nun — daß wird eine nette Geſchichte werden. Mir thut der Mann leid. — Alſo ganz unter uns."

Sie trennten ſich und jeder ging ſeines Weges.

Oben bei Gaſtelmeiers wurde indes von Köppert geſprochen.

„Originell, ſehr originell," ſagte Frau Kovalski, „aber etwas abſpringend und ſpricht ſo undeutlich."

„Ein frecher Menſch," ſagte Emil. Sie ſagten alle etwas. Olly ſchwieg. Für ſie war er ein gottgeſandter Menſch. ‚Ihren Meſſias' hatte Mimm ihn vorher ſpottend genannt. Ja, ihr Meſſias. Mimm hatte ganz recht gehabt. Sie hatte jetzt jemand, für den ſie arbeitete. Der Ruhm, der geſtaltloſe Ruhm, hatte fürs erſte Köpperts Geſicht bekommen.

Ehe ihre Mutter und die Brüder ſich heute verabſchiedeten, nahm Olly Emil beiſeite und ſagte: „Morgen wollen wir beide miteinander den Karpfen in die Iſar tragen. Komm ſo früh du kannſt. Wenn wir's nicht thun, holt Mimm ihn doch."

„Du ſollſt ja aber nicht ausgehen,“ ſagte Emil.

„I wo! Weißt du, wir fahren. Du beſorgſt die Droſchke und wir ſtecken den Karpfen wieder in ſein Netz. Du mußt kommen, wenn Mimm zu ſeinen Schülern geht, von neun bis zehn.“

„Na, mir iſt's recht. Ich könnte ihn ja auch allein fortbringen.“

„Nein, ich will mit, ich will's ſehen.“

* * *

Und wie die beiden es verabredet hatten, ſo geſchah es. Es war ein ſonnenklarer, windiger Januartag, kriſtallhell, da fuhren ſie mit ihrem Fiſch der Iſar zu. Niemand wußte davon. Olly hatte auch die Köchin aus dem Hauſe geſchickt, damit ſie den Karpfen in aller Ruhe aus dem Schaff in ſein Netz ſtecken konnten. Jetzt hielt ſie ihn unter ihrem Wintermantel verborgen. Wie feſt und geſund er war und wie er ſchnickte! Im Wagen gab ſie ihn Emil wieder zu halten. Sie fuhren bis über die Maximiliansbrücke, ſtiegen dann aus und bogen in die Iſaranlagen ein.

Es war bitterkalt und der Wind ſchneidig.

Olly ſchüttelte ſich vor Froſt — die Zähne klapperten ihr. „Wie du frierſt,“ ſagte Emil. „Es war am Ende doch dumm, daß wir gegangen ſind. Ich lauf' voraus und ſteck' ihn raſch ins Waſſer.“

„Nein, laß mich's ſehen.“

So gingen ſie miteinander weiter. Olly war plötzlich müde. Sie kamen nur langſam vorwärts. „Ich weiß nicht, was mir iſt,“ meinte ſie. „Es iſt wieder die bleierne Müdigkeit. So mit einemmal.“

„Na, das kam ja immer ſchon früher,“ ſagte Emil, „das hat wohl nichts zu ſagen. Komm nur.“

Jetzt ſtanden ſie miteinander unten an der Iſar. Die floß ſo klar und durchſichtig und eiſigkalt vor ihren Füßen hin und der Wind ſtrich darüber und drang ihnen durch die Kleider. Der Fiſch ſchnickte ganz gewaltig, es war, als wenn er die Freiheit witterte.

„Ob's ihm nun gerade hier in der Iſar behagt?“ ſagte Emil. „Ich glaube, da unten fließt das Waſſer ruhiger, da kann er ſich beſſer aufhalten, das iſt ſo wie eine Art Teich. Weißt du, ein Karpf liebt das Ruhige und Sumpfige.“

Sie gingen miteinander dem Wind entgegen. Olly war ganz kraftlos und hielt ſich an Emils Rockärmel. Emil wirtſchaftete im Netz mit beiden Händen an dem Karpfen herum. „Jetzt haben wir ihn," ſagte er. Der Karpfen glänzte in der Sonne und unter dem blauen Himmel wie ein großes Stück Gold.

„Jetzt! Paß auf!" Emil bog ſich weit vor und Olly ſah, wie der Fiſch wie ein Pfeil, goldglänzend, in das Waſſer ſchoß. Ein kleiner Wirbel — ein Huſchen — ein glänzender Streif — und er war verſchwunden.

„Da fährt er hin," ſagte Emil.

„Der iſt nun frei," meinte Olly, „und geſund."

„Jawohl," beſtätigte Emil, „dem fehlt nix."

Jetzt mußte der Weg wieder erſtiegen werden. „Verflucht! Verflucht! Verflucht! Du biſt aber nett müde."

Sie kamen gar nicht vorwärts. „Wir müſſen uns ein bißchen ſetzen," ſagte ſie. „Ich weiß nicht, was iſt denn das nur?"

So brauchten ſie längere Zeit. Olly konnte kaum ſprechen vor Heiſerkeit. Und Emil lief jetzt

nach einer Droſchke voraus. ‚Was iſt denn mit ihr?‘ dachte er unterwegs.

Als ſie miteinander in der Droſchke ſaßen, wurde Olly von einem inneren Froſt geſchüttelt, und Emil ſchaute ihr ganz verblüfft zu. ‚Das iſt eine dumme Geſchichte,‘ dachte er.

Daheim legte ſie ſich auf ihr Sofa, Wangen und Kopf glühten. Emil blieb bei ihr, trotzdem ſie immer von neuem ſagte: „So geh doch, dummer Junge. Du mußt an deine Arbeit — Faulpelz! Nun wärſt du wieder einmal froh, für drei Pfennig Urſach zu haben zum Bummeln.“

„Nein, nein, wir hätten nicht gehen ſollen, Olly,“ meinte Emil ganz bedrückt. „Ich wollte, Mimm hätte den Karpfen im Magen. Das wär' beſſer geweſen. Du kannſt das Sentimentale doch nicht leiden. Die Karpfengeſchichte iſt aber ſchändlich ſentimental.“

„Nein,“ ſagte Olly. „Gar nicht.“

An dieſem ſelben Tage kam der Doktor, wie er geſagt hatte, und nahm die erſte eingehende Unterſuchung vor. Gaſtelmeier ſtand betroffen dabei. Als er Olly unter den Händen des Arztes ſah, ſo hilflos unter einer fremden Macht — da

legte sich es ihm wie eine dunkle Wolke über die Seele Was war denn das? Es drängte sich etwas bei ihnen ein, etwas Dunkles, Unerwartetes, etwas, auf das nicht gerechnet war.

Der Arzt sagte, daß alles, was jetzt nicht so ganz in Ordnung sei, sich geben werde. Er sprach von Ruhe und Pflege, schimpfte über den Unsinn, daß Olly bei dem Winde heute ausgefahren war. Sie sollte jetzt daheim bleiben wochenlang, jedenfalls ohne ärztliche Erlaubnis nicht ausgehen.

„Na, was ist's denn?" fragte Gastelmeier hart, um seine Sorge zu verbergen.

„Was wird's denn sein?" sagte der Arzt. „Wir haben da ein sehr zartes Frauchen, das eine Weile noch gepflegt werden muß. Wenn sie vernünftig ist, macht sich alles gut." Er hieß Olly sich ruhig auf das Sofa legen. Emil breitete ihr eine Decke über die Kniee. „So, mein Kind, so werden Sie jetzt ganz ruhig und friedlich bleiben. Sie haben Fieber und ich sollte Sie eigentlich zu Bett schicken; aber ich weiß, wir haben es mit einem unruhigen Geist zu thun."

Olly äußerte sich in keiner Weise. Sie lag

ſtill und matt da und ſchien ſich nach der Anſtrengung des Tages doch recht unwohl zu fühlen. In der Dämmerſtunde aber kam Köppert unerwartet. Als das Mädchen ihn meldete, flog es wie ein Sonnenſtrahl über Ollys Geſicht, und auch Gaſtelmeier kam er wie gerufen.

Olly wollte ſich erheben, aber Köppert ging auf ſie zu und drückte ſie zart und freundlich, wie ein krankes Kind in die Kiſſen zurück, ſo einfach und natürlich und ohne ein Wort dabei zu ſagen. Er legte ihr auch die Decke wieder über die Kniee — geſchickt und ſorgſam. Es war keine Spur von Fremdheit bei ihm zu ſpüren: dann ſetzte er ſich neben Ollys Lager und erzählte dies und jenes, und kam auch wieder auf ihre Bilder zu ſprechen und machte ihr allerlei Vorſchläge. Er ſprach zu ihr wie zu ſeinesgleichen, ohne alles Gönnertum, wie der Künſtler zum Künſtler.

„Sonderbar," ſagte Olly, „weshalb ſind Sie ſo gut zu mir? Halten Sie mich wirklich für etwas — etwas — ich weiß nicht — darf ich's nennen?"

„Ja," ſagte Köppert.

„Für ein Talent?“ Wie klang die arme Stimme tonlos, zaghaft und heiser.

„Ja,“ sagte Köppert.

„Und deshalb sind Sie wieder gekommen, um es mir noch einmal zu sagen?“

„Na ja.“

„Nun heißt es rasch gesund werden!“ sagte sie, und die Augen leuchteten ihr in einem fieberhaften Glück.

„Ruhig — ruhig! Sie wissen doch noch. Erinnern Sie sich — ‚Insekt‘. Erinnern Sie sich's?“

„Ja, ja,“ flüsterte Olly. „Man muß es erst lernen, so zu denken.“

Köppert wohnte bei seiner alten Mutter und hatte ihr, auf die Frage, wohin er ginge, gesagt: „Zu einem armen Seelchen.“

‚Na, was das nun heißen soll? Da wird er wieder so etwas aufgetrieben haben,‘ hatte die alte Frau gedacht, ‚irgend einen Unsinn.‘

VIII.

In einer Nacht erwachte Olly in tiefer Dunkelheit. Sie hatten ihr das Bett auf dem Schlafsofa im geheizten Zimmer gemacht. Es war eine ungewohnte Art zu liegen für sie und ein ungewohnter Raum. Sie erwachte vollkommen verwirrt und wußte sich nicht zurechtzufinden. Wo lag sie? In welchem Zimmer? Sie starrte vor sich hin, ratlos und angstvoll, wollte nach den Streichhölzern an ihrem Bett suchen, kam nicht damit zurecht. Das Blut stieg ihr zu Kopf, das Herz schlug ihr, Hände und Füße brannten. Im Hals empfand sie, was sie schon lange empfunden, — etwas Fremdes.

Es war da etwas, was nicht sein sollte, etwas Unerträgliches, ein Körper, ein Splitter, etwas, das heraus mußte, etwas, das ihr Angst machte. Es war ihr, als müßte sie in dieser Verwirrung er-

ſticken. Sie ertaſtete die Wand und mit einem Ruck war alles in Ordnung.

Jetzt ſah ſie auch die Fenſter. Es ſchimmerte von draußen ein kaum merkliches, mattes Licht herein. Sie atmete auf; aber die Laſt, die ſich während der Verwirrung ihr auf die Bruſt gewälzt hatte, blieb. Die dunkeln Gedanken kamen, die Gedanken, die vom Licht verſcheucht werden, die aber in der Nacht ſich wie Raubvögel auf die ſtürzen, die der Schlaf flieht. Mit ihren großen, dunkeln Flügeln kommen ſie herangeflogen, mächtig, lautlos, und ſenken ſich auf die arme Seele nieder, die ſich wie ein Haſe zuſammenduckt, wenn der Uhu über ihm iſt.

So kauern tauſend und abertauſend armer Seelen ſchlaflos in dunkler Nacht, und irgend ein Entſetzen hat die Krallen in ſie eingedrückt und ſchlägt mit den Rieſenflügeln brauſend und betäubend über ihnen. Und Scharen ſolcher urweltlicher Rieſennachtvögel giebt es. Scharen, die ſeit Anbeginn nachts ihre Jagd auf die Menſchen machen.

Sie zögern mit dem Todesſtreich. Die Herzensangſt, die ſie unter ſich zappeln fühlen, macht

ihnen Spaß. Sie weiden ſich an der Todesangſt ihrer Opfer — und ſie vergnügen ſich daran, bis das Tageslicht ſie verſcheucht. Aber ſie kommen wieder und immer wieder.

Über der kleinen, armen Haſenſeele in der dunkeln Stube ſchwebte jetzt der grauenhafteſte Unhold und quälte ſein Opfer.

„Mimm!“ rief Olly in Todesangſt, mit einer ganz herzzerriſſenen Stimme und ſo heiſer und krank und zitternd. „Mimm!“ noch einmal. Er hörte nicht. Er lag in der Nebenſtube und ſchlief ſo feſt.

„Mimm!“ klang es wieder, und jetzt mit einer Bangigkeit, daß ſie ſich ſelbſt vor ihrer Stimme fürchtete.

„Was denn, Olly?“ rief er ſchlaftrunken.

„Bitte, Mimm, bring' Licht.“

Es dauerte eine geraume Weile, bis er in ſeinem grauen, ſteifen Schlafrock und mit einem Licht eintrat. „Was iſt denn los, Olly?“

Sie lag ſtumm da, ohne zu antworten. Der Mann im Schlafrock fühlte ein Paar große, ängſtliche Augen auf ſich gerichtet. Was fällt ihr denn nur ein? Es war das erſte Mal in

ſeinem Leben, daß ſeine Nachtruhe durch die Qual eines andern geſtört wurde. Das war unbequem. Aber er nahm ſich zuſammen und ſprach ſehr freundlich und ſchläfrig mit ihr.

„Na, was iſt denn, mein Herzblatt?“

„Mimm,“ ſagte ſie, „Mimm.“ Weiter kam ſie nicht. Aber er ſah, wie ihr zwei große Thränen über die Wangen rollten. „Mimm, ich bring's zu nichts — es wird nichts mit allem.“

‚Herrgott, in deine Hände!‘ dachte Gaſtelmeier. ‚Jetzt fängt das Rangieren auch nachts an. Natürlich nachts, das iſt ja das Eigentliche. — Himmliſche Chriſtine!‘

Er ſtand ſtumm da, denn außer zu dieſem eben berichteten Gedankengang war er zu nichts fähig. Sie that ihm ſehr leid, daß ſie nicht ſchlafen konnte und ſich, wie es ſchien, nicht wohl fühlte; aber was ſollte er dabei thun?

„Mimm, ich bin ſehr krank.“

„Dummes Zeug,“ ſagte er. „Bis heute iſt dir das doch nicht eingefallen, nun mit einemmal. Dieſer verdammte Menſch, der Doktor, das haben wir von ſeiner Unterſucherei.“

„Ja, mit dem Hals. — Papa ist auch daran gestorben," sagte Olly eigentümlich kühl.

„Na, und da meinst du, weil du ein bisserl Halsschmerz hast, es geht auch gleich zu Ende. Du kleiner Narr." Er tätschelte ihr die Wange; aber es war ihm nicht behaglich zu Mute. „Ist es dir denn sehr schlecht?" fragte er.

„Nein, nur so angst."

„Unsinn."

„Mimm, ob du eine Ahnung hast, was mir meine Arbeit ist?" fragte sie.

„Das dächt' ich, müßt' ich wissen, du."

„Du weißt nichts. Ich möchte noch ein paar Jahre leben."

„Na, das wirst du ja doch auch," lachte er.

„Hast du gehört, was Köppert von mir sagt?"

„Das läßt dich nicht schlafen, du Eitelkeit?"

„Nein," sagte sie.

„Schäm dich."

„Wenn ich einmal berühmt bin, werd' ich unendlich geduldig sein — aber bis dahin —"

„Werden wir rangieren," fügte Gastelmeier hinzu.

„Was meinſt du damit?“

„Gar nichts.“

„Ach, Mimm!“

„Geh, ſchlaf nun.“ Er wollte ſich wieder aufmachen, in ſein Zimmer zu gehen.

„Bleib noch,“ bat Olly angſtvoll.

„Was iſt denn nur?“ fragte er. „Das kannſt du mir ja, dächt' ich, alles morgen ſagen.“

Wieder ſah er Thränen über ihre Wangen rollen. Er war zu barſch geweſen. Aber das mußte ſie ſich abgewöhnen. Wahrhaftig, er kam ſich wie eine Kindermuhme vor. Das war nichts für ihn. Nachts auch ſo eine Wirtſchaft, und wenn er ſich nicht etwas auf die Hinterbeine ſtellte, gewöhnt ſie ſich womöglich dieſe nächtlichen Unterhaltungen an. „Alſo ſchlaf jetzt,“ ſagte er kurz.

„Mimm, weißt du noch, als du mir damals in den Wagen halfſt, war deine kleine dicke Pfote ſo ſanft und ſorgſam. Lach' mich nicht aus; — aber damals haſt du eigentlich mein Herz gewonnen.“

„So,“ ſagte Gaſtelmeier. Er wußte nicht recht, was er darauf erwidern ſollte. Er war

rieſig ſchläfrig. „Weißt du, Olly, das iſt wirklich nur möglich in der allererſten Verliebtheit.“

„Schade,“ ſagte ſie, „es war ſo hübſch. Sag wenigſtens noch etwas Gutes.“

„Na, was denn?“

„Irgend etwas. Sag, daß alles gut wird.“

„Na ja, es iſt ja ſchon alles gut.“ Er klopfte ihr auf die Wange und wollte nun endlich gehen.

„Laß das Licht hier brennen,“ bat ſie ihn.

„Mach's aber aus, Olly, vergiß nicht.“

„Ich vergeß nicht. Morgen möcht' ich aber ein Nachtlicht haben.“

„Dann beſorg's dir, mein Kind.“ Damit ſchlürfte er ab. Sie hörte das Bett krachen, als er ſich ſchwer und halb ſchon wieder im Schlaf hineinwarf. Sie aber ſtand auf und holte aus einem Schiebkaſten, den ſie behutſam aufzog, ein Spiegelchen und ſchaute mit blinzelnden Augen und geöffnetem Mund den armen Hals an, in dem das Fremde ſteckte. ‚Damit geht's nicht,‘ dachte ſie. ‚Er hat ja auch ein Extraſpiegelchen gehabt.‘

Matt und müde legte ſie ſich wieder und ſchaute ins Licht — und wagte nicht, es zu löſchen,

weil sie sich vor der Dunkelheit fürchtete und vor neuer Angst und Qual.

Aber endlich wurden die Augen wieder schwer, das Unbehagen dumpfer. Sie löschte das Licht mit den Fingerspitzen, um sich nicht bewegen zu müssen und schlief ein, so schnell, daß der uralte Vogel, der die schlaflosen Kranken nachts besucht und ängstigt, nicht Zeit hatte, sich auf sie niederzulassen.

* * *

Am andern Morgen kleidete sie sich hastig an und blieb den ganzen Vormittag stumm über ihrer Arbeit. Sie arbeitete mit heißen Wangen und feuchter Stirn. Ihre Hand war nicht sicher, sie zitterte, und es machte ihr Mühe, die Palette zu halten. Das war die ganze letzte Zeit schon so gewesen, heute aber war es bedeutungsvoller als sonst. Sie fühlte es mehr, sie war darauf aufmerksam gemacht worden. Dennoch arbeitete sie anhaltender als sonst. Es war aber kein frohes Arbeiten wie früher, sondern ein Kampf gegen einen Riesen, der unsichtbar, wie im grauen Nebel steckte, dessen Faust aber schwer auf ihr lag.

Sie hatte ſeit ihrer Krankheit ſchon öfters während des Malens eine ſonderbare Schwäche gefühlt. Die Haut wurde feucht, wie übergoſſen. Jeder Lufthauch machte ſie dann erſchauern, durch das geſchloſſene Atelierfenſter ſchien ihr ein eiſiger Zug zu dringen. Und ſie hatte ſich nicht anders helfen können, als damit, daß ſie ſich umzog und haſtig einfeuerte. Heute kam es wieder ſchlimmer als je. Die Arbeitswut und der Eifer aber, der ſie gepackt hatte, war ſtärker als alles. Sie ſtemmte ſich gegen die Schwäche, gegen die feuchte Kälte. Sie fühlte bei jeder Bewegung, wie ihr das Leinen an der Haut klebte. Das Haar lag ihr auch feucht auf der Stirn; aber ſie hielt nicht inne, biß die Zähne aufeinander und arbeitete weiter.

Und während ſie arbeitete, hörte ſie Köppert ſprechen, ſo deutlich, als wäre er im Zimmer. Er ſprach von ihrer Arbeit. Er lobte, er ſagte alles noch einmal, was er ihr ſchon geſagt hatte. Das Bild hatte ihm gefallen. Die Haltung des Mädchens hielt er für vollkommen gut, die ſprach aus, was ſie ausſprechen ſollte: das Dumpfe, das Müd-gearbeitete, das Ausruhen, das Menſchliche, das Einfache. Er hatte es ganz verſtanden.

Und wie ſie das Menſchliche, das Einfache, das Tiefwahre liebte! Mit welcher Leidenſchaftlichkeit, mit welchem Jubel gab ſie es wieder! Und mit welchem Jubel fühlte ſie ſich verſtanden, — und von dem verſtanden, der ihr der Meiſter war, der ſie durch ſeine Werke dieſen tiefinnerlichen Weg hatte finden laſſen!

„So redet doch von Schönheit, redet doch und ſucht ſie über den Menſchen und über den Wolken und ſtolpert darüber. Und überall iſt ſie — und ſo rührend und ſo geheimnisvoll, ſo ganz fürs Herz! — Ja man ſieht einen Menſchen und denkt gar nichts dabei. Von dem, was ſchön iſt iſt er weit entfernt. Und mit einemmal, wenn man ſich in ihn hineindenkt, iſt er ſo ſchön, ſo, unnachahmlich, ſo voller Ausdruck, ſo ganz Menſch, ganz Geſchichte ſeines Daſeins.“

So hatte er geſprochen. Und ſie dachte jedes ſeiner Worte wieder zu erhaſchen. Sie tauchten vor ihr auf wie die frühen Sterne am dämmerigen Abendhimmel, ein Stern nach dem andern. — Einer — dann noch einer, dann wieder einer. Und mehr und mehr. Den Worten nachjagen, die ein Menſch geſprochen, mit einer Wonne nach-

jagen, daß ihrer keins verloren ging — ja, das war Leben. Und zum allererſtenmal!

Hatte ſie ſich je aus innigſtem Bedürfnis ein Wort zurückgerufen, das irgend ein Menſch geſprochen? Nie. Und jetzt mit welcher Luſt, welcher Tollheit, als wenn es Perlen wären, die ihr davonrollen wollten. Und ſie wurde nicht müde und arbeitete dabei mit einer Haſt, einer Inbrunſt, einem Jubel. — Wie unheimlich! Es rann ihr über die Stirn ein Tropfen an der Schläfe herab, ſo, als wäre ſie in Sommerhitze einen Berg hinaufgeklommen — und es war Winter, und im Atelier war's kühl. Das innere Feuer ließ nach, und wie ein krankes Kind, das vom Spiel ermüdet iſt, legte ſie ſich nieder, das Geſicht in die Arme vergraben.

„Soll ich gehen?“ fragte das Modell.

„Nein, bleiben.“ Und es dauert nicht lange, da war ſie wieder an der Arbeit, hatte ſich aber ein dickes Tuch umgelegt und es wie eine Kapuze über den Kopf gezogen.

Am Nachmittag kam Köppert wieder. Er traf ſie noch bei der Arbeit. Sie hatte ſie nur unterbrochen, um haſtig zu Mittag zu eſſen.

„Nun, gottlob! sagte Gastelmeier, „nun wird ja wohl endlich Ruhe werden.“ Und es wurde Ruhe. Köppert bestand darauf, daß Olly sich auf das Sofa legte, und er und Gastelmeier setzten sich zu ihr.

Wie sie geborgen war, und wie in einer Festfreude! Das Glück kam wahr und wahrhaftig!

„Deine Frau ist zu fleißig, Gastelmeier.“

„Jawohl,“ sagte der arme, geprüfte Ehemann „Da ist eine Lokomotive eher aufzuhalten, als so ein Frauenzimmer. Das versuch mal einer.“

„Was — soll denn so ein Hühnchen, so schwer —“

„I wo, Hühnchen,“ unterbrach ihm Gastelmeier. „Nein, wahrhaftig, Köppert, red' gefälligst von den Frauenzimmern gar nicht mit. Wart' erst!“

„O du!“ sagte Olly zu ihrem Mann, „was weißt denn du, kleiner Mimm.“

„Ich? na, weißt du, Olly — reden wir nicht davon.“

„Ich weiß, ich bin eine ungemütliche Person,“ sagte Olly, und strich Mimm über den Rockärmel. „Mimm müßte eine ganz andre haben, er ist so

gemütlich. — Herrgott und daß ich jetzt krank bin! Weshalb hat mich das nun gerad' getroffen, gerad' jetzt!"

„Sagen Sie 'mal," fragte Köppert, „haben Sie jemals gehört, daß einer sagt, wenn etwas Gutes kommt: Herrgott, weshalb trifft mich's gerade? Haben Sie das?"

„Nein," sagte Olly, „nie!"

„Aber wenn etwas Böses kommt sagt's jeder — Weshalb trifft mich's nun gerade? Verstehen Sie? ich meine — —"

„Das wär' so eine Frage für deine Mama, Olly," warf Gastelmeier dazwischen, „die würde disputieren, Herr, du meine Güte, ich hör' sie ordentlich; Kant sagt — und so weiter."

„Gut, das niemand da ist, verzeihen Sie, jemand, der nichts andres weiß, als: Kant sagt — Schopenhauer sagt und so weiter. — Zum aus der Haut fahren! Zum Beispiel, Kant ist einfach ein Julklapp, man muß ihn nur kennen, diesen Menschen," sagte Köppert.

„Oho!" sagte Gastelmeier, etwas von oben herab. Er kannte seinen Goethe, wie wir wissen, und von Schopenhauer wußte er, wie alle ge-

bildeten Leute, daß er in einem Kapitel rieſig über die Weiber losgezogen war. „Wieſo iſt Kant ein Julklapp? Weißt du, Köppert, es giebt Dinge, an die wagt man ſich meines Dafürhaltens nicht ſo ohne weiteres heran.“

„Möcht' wiſſen, weshalb nicht, Kant iſt und bleibt ein Julklapp, da hilft ihm gar nichts. Jeder halbwegs Vernünftige muß das einſehen.“

„Wiſſen Sie,“ wendete er ſich an Olly, die nicht recht verſtand, was er mit dem Wort ſagen wollte, „die Weihnachtsgeſchichte? — Julklapp — das iſt ein Gebrauch ſo im Norden droben — irgendwo. Es wird eine goße Kiſte zum Fenſter hereingeſchoben, die wird mit unſinniger Müh' aufgemacht, da iſt ein Sack in der Kiſte, und in dem Sack wieder ein Sack, und in dem Sack wieder ein Sack — und ſo fort bis in die Unendlichkeit; — und im letzten Sack iſt ein Bündel, und in dem Bündel wieder ein Bündel, und im letzten Bündel Lappen, und in den Lappen Papiere, und in den Papieren wieder Papiere, und in den Papieren eine Schachtel, und in der Schachtel Schachteln, immer eine kleiner als die andre, und in dem allerallerletzten

Schächtelchen: Na? — was iſt da drinn gefälligſt? Gar nichts — ſo ein Zettelchen, und da ſteht was drauf — und man denkt Gott weiß was — und was iſt's? — ‚Grüß Gott!' — ſo etwas, was jeder ſchon weiß. — So iſt Kant, genau ſo. Kennen Sie Kant?"

„Nein" ſagte Olly und lachte.

„Na alſo? Es iſt mein voller Ernſt. Wenn ich nur von den ſogenannten großen Tieren nichts mehr zu hören brauchte! Die verdummen ſchließlich mit ihrem bißchen Weisheit die ganze Welt. Kein Menſch denkt mehr, ſondern jeder ſagt: Kant ſagt — Schopenhauer ſagt und ſo weiter — die reine Peſt! Die paar Firmenſchilder, die ſich die Menſchheit angeheftet, damit ſoll der ganze Sums gemacht ſein. Die ſollen alles thun — und zum Dahinterverkriechen ſind ſie auch famos. Schade, daß ihr keine Freßgenies gehabt habt, die Jahrtauſende vordem euch ſchon alles vorgekaut haben. Das möcht' euch paſſen? He? Proſte Mahlzeit, die würde gefälligſt niemand zitieren. Selber eſſen macht fett."

„Gewiß," ſagte Olly lachend.

„Jetzt möcht' ich wirklich wiſſen," fuhr Köppert

rieſig lebhaft fort, „ſowie einer im lieben Deutſchland für drei Pfennig Bildung, das heißt, ſo viel wie nötig Firmenſchilder ausgehängt hat, daß man möglichſt von ſeiner Perſon nichts mehr zu ſehen bekommt; ob der noch ein vernünftiges, nicht geſtohlenes Wort ſpricht? — Gott bewahre. Wenn er ſpazieren geht, und er will irgend jemand mitteilen, daß er ſich von dem Anblick der Natur angenehm gekitzelt fühlt, ſo wett' ich daß er ſagt: Sieh' mal ſo etwas — der reine Millet, oder der reine Dagnan-Bouveret, oder der reine Böcklin! — Er wird irgendwen citieren — einen Namen, verſteht ſich —"

„Nu, ſag 'mal, Köppert," fragte Gaſtelmeier, „weshalb eigentlich haſt du dich jetzt ereifert? Kein Menſch hat irgend etwas geſagt."

„Nein," erwiderte Köppert, „niemand. Aber ſieh dich gefälligſt einmal im Zimmer um, eine gewiſſe kleine Perſon hat ihren Spaß daran gehabt — ſieh doch. Als ob es nichts wäre, wenn ſo ein Seelchen zum Lachen kommt. Oder etwa nicht?" Er fuhr ſich durch den Haarſchopf. „Meinſt du, es iſt verdienſtlicher, eine Kanone abzuſchießen? Oder es iſt verdienſtlicher, eine

Vorleſung zu halten, oder vor fünfhundert Eſeln das hohe C zu ſingen, oder auf dem Seil zu tanzen? Was iſt eigentlich vernünftiger? Weißt du, Gaſtelmeier, wenn du deine Frau vergnügen willſt, ſei kein zu großer Biedermann. Das iſt nichts für die Weiber!“

„Oho,“ meinte Gaſtelmeier, „ich ſagte dir ſchon, Köppert, was weißt denn du von den Weibern? Heirate eine, wenn du's wiſſen willſt — vorher red' net.“

„Weiß er's denn?“ fragte Köppert und kniff die Augen zuſammen.

„Er weiß gar nichts,“ lachte Olly. „‚Die' Weiber, das iſt überhaupt ein ſehr komiſcher Sammelname,“ fuhr ſie fort. „Wer ‚die' Weiber ſehr gut zu kennen glaubt, kennt ‚das' Weib gewiß nicht. — Jawohl, Mimm. Und wiſſen Sie, noch etwas —“

„Na?“ ſagte Köppert.

„Es giebt jetzt etwas, das hat es ſo noch nie gegeben, ſo wie ich's meine: — das moderne Weib, und das iſt immer in der Einzahl. Verſtehen Sie?“

„Nein — nein, das hab' ich noch nicht ver-

ſtanden.“ Er fuhr ſich mit ſeinem energiſch geformten Zeigefinger über die Stirn bis zur Naſenwurzel. „Sie ſollen es mir auch nicht erklären — nicht viel reden. Paſſen Sie auf, ob ich's hab'. Natürlich iſt's das Weib, das die Hände nach Dingen ausſtreckt, die wir Scheuſäler ihm jahrtauſendelang vorenthalten haben.“

Er murmelte immer, man verſtand ihn nicht leicht, dazu ſprach er undeutlich aus.

„So, was ſich ‚moderne Frau‘ nennt, meinen Sie? Sie ſagten doch ‚moderne Frau‘? — Da, ſtell' ich mir vor, iſt ein Hunger, ein Verſchmachten nach: ſagen wir ganz trocken — ſie will Selbſtändigkeit und Heraustreten aus den Maſſen. Da kocht es in den kleinen Töpfchen, als brodelte Genie darin, mag auch hie und da vorhanden ſein; weshalb nicht? Im ganzen aber wirft die Natur Blaſen auf, es will etwas werden. Natürlich kocht es überall. Wir Mannsbilder werden Gott weiß was, Maler, Mediziner, alles Mögliche. Da giebt es keine Hinderniſſe, da iſt Windſtille, alles in Ordnung.“

Köppert fuhr ſich wieder über die Stirn bis zur Naſenwurzel; man hätte meinen ſollen, er

hätte ſich ſchon im Lauf der Jahre eine förmliche Rinne gegraben. „Das Weib aber, das Weib in der Einzahl,“ murmelte er, „da iſt die Sache anders. Es greift nach etwas, zitternd vor Kraft und Wollen. Es iſt eine Heldin, es kämpft und hat keinen Boden unter den Füßen, muß erſt jede Handbreit Boden erkämpfen. Das iſt eine Unmöglichkeit, ſcheint es, aber ſie macht's möglich, natürlich mit wunderlichen Sprüngen. Lacht nur über ſie. Sie rechnet auch mit dem Lachen. Aber aufhalten! Teufel auch, das kann ſie nicht vertragen. Sie will eben vorwärts. Punktum. Iſt das ſo ungefähr der Sums? Sie wird ein Dämon, wenn ſie aufgehalten wird!“

„Wahrhaftig,“ ſagte Olly. „Und wiſſen Sie noch etwas. Sie hat Durſt nach Ruhm. Ich kann es nicht anders ſagen. Es graut ihr davor, wie ein Hund zu ſterben. Tauſende von Männern haben Ruhm errungen; ſie will die Wonne auch haben, und ihr Ruhmdurſt iſt fürs erſte größer als eurer. Sie will's natürlich für ſich erreichen; aber doch nicht nur für ſich. So, wiſſen Sie, als wollte ſie ſagen: Mit dem, was ich erreicht habe, adle ich euch alle. Ihr

hättet es auch gekonnt, viele von euch, — und besser.

Verstehen Sie mich auch?“ fragte sie heiser. Und wunderlicherweise standen ihr Thränen in den Augen.

Sie war vom Sofa aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder. „Ja,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „alles Aufhalten ist Qual. Sie haben ganz recht. — Und krank sein! Wissen Sie, krank sein, das ist's.“

„Und so was,“ meinte Gastelmeier im Scherz, „so was hat man geheiratet. Ja, siehst du, Köppert.“

„Armer Mimm,“ sagte Olly erregt und mit glühenden Wangen. „Du bist an etwas Schönes gekommen.“

„Ruhig, ruhig,“ brummte Köppert. „Insekt — einfach Insekt — erinnern Sie sich's noch? Der da oben kennt sich längst nicht mehr zwischen einer handvoll Leuten und einer handvoll Räupchen aus. Also wozu der Sums? Na, wozu? Trauerspiele aufführen hat keinen Sinn, absolut nicht. Hören wir endlich damit auf, dem Schicksal immer wieder den Gefallen zu thun. Nicht

wahr? Na, alſo.“ Er fuhr ſich durch den Haarſchopf. „Neulich ging ich nachts an der Türkenkaſern' vorüber, da ſtanden zwei beſoffene Kerle, der eine droſch auf den andern, hob den Arm um auszuholen und brummte: ‚Sag du noch einmal Lallenſtedt — du!‘ Na, und der andre ſagte: ‚Lallenſtedt‘ ganz gehorſam. Bums, da hatte er's. — ‚Sag noch einmal ‚Lallenſtedt‘, du!‘ ‚Na — Lallenſtedt‘ ſagte der andre. Bums, da hatte er's wieder. Und noch einmal, und ſo ging's fort, es war immer dasſelbe, gerad' wie zwiſchen uns und dem Schickſal. Es will, wir ſollen ‚Lallenſtedt‘ ſagen — und wir ſagen ‚Lallenſtedt,‘ ſo oft es von uns verlangt wird, und werden jedesmal gehauen. Weshalb machen wir ihm eigentlich immer den Spaß? Wenn wir 's Maul hielten, würde es ſchon mürb werden und uns in Ruhe laſſen. Maul halten, das iſt auch eine Art Erlöſungswerk für die Menſchheit.“

„Ich verſteh' Sie,“ ſagte Olly immer noch tief erregt. „Aber Sie ſind geſund. Sie haben gut reden.“

„Und was denn! Sie werden auch wieder geſund,“ ſagte Köppert.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Weshalb

ſoll mich gerade das Böſe nicht treffen? Sagten Sie's nicht?"

„So, das hab' ich dumm gemacht, ſo ein Schafskopf," erwiderte Köppert und ſchlug ſich vor die Stirn. „Aber wie Sie auch auf alles hereinfallen!" Das unregelmäßige Geſicht mit den geſcheiten Zügen nahm einen wunderlich weichen, jungen Ausdruck an. „So ein Teufel! Komme her, um Sie auf frohe Gedanken zu bringen, und hetze Sie, Gott weiß wie."

„Na, Kinder, gebt Ruh jetzt," ſagte Gaſtelmeier.

„Gefühlsflohjagd!" brummte Köppert vor ſich hin und war mit ſeinen Gedanken irgendwo.

„Weißt du, Köppert," ſagte Gaſtelmeier, als Olly in das Nebenzimmer gegangen war, „meine Frau iſt jetzt in einer unglaublichen Stimmung, ich verſteh' gar nicht, was iſt denn eigentlich los?

Olly!" rief er. Sie kam.

„Denk' dir, was ſie mit einem Weihnachtskarpfen gemacht hat. Weißt du's? Erſt für teures Geld gekauft und dann in die Iſar gelaſſen!"

„Marlitt?" fragte Köppert freundlich ſchlau lächelnd und kniff dabei die Augen zuſammen. „Das iſt Marlitt, ſo etwas. Herr Gott, wozu?

Machen Sie damit die Welt beſſer? Einfach Gefühlsflohjagd. Macht euch doch das Leben nicht ſo unſinnig ſchwer, Inſekten! Gnädige Frau, der Karpfen iſt zum eſſen da. Punktum. Nächſten Sommer wollten wir miteinander fiſchen gehen. Das Raubtier in uns muß hin und wieder etwas zu thun bekommen, das Altjüngferliche in uns muß fort. Das ſetzt ſich ſonſt an und frißt ſich ein. So wird nie ein gewiegtes Huhn aus uns. Wiſſen Sie, wie ein ſchöner, ſtrammer, lebensluſtiger Karpfen ſich erwiſchen läßt?"

„Nein," ſagte Olly.

„Alſo, ſo ein Karpfen iſt auch ein gewiegtes Huhn. An einem warmen, trüben Tag wirft man die Angel aus. Ein Teich; breite grüne Blätterflaten ſchwimmen drauf, welche die Süßlichkeitspoeten uns eben ſo verekelt haben, daß ein anſtändiger Menſch ſie nicht mehr zu nennen wagt. Na alſo Seeroſen." Köppert fuhr ſich zum Zeitvertreib einmal wieder durch den Haarſchopf. „Die ſind gut für den Karpfen, wie ein Dach liegen ſie über dem Waſſer und halten die Sonne ab. Er iſt Sybarit. Jetzt kommt er, friſch und vergügt und denkt ſich irgend was

Er bummelt oder Gott weiß, was er treiben will. Er ist im schönsten Lebensalter, übermütig, unternehmend, ein Prachtkerl! Jetzt merkt er was. ‚Halt still,‘ denkt er, ‚was ist denn das? — Aha!‘ Nun schaut er sich die Geschichte an und streicht unter den großen Blättern hin und her. Er traut nicht und möchte doch. Er ist riesig aufgeregt und tanzt und schnalzt und fährt mit dem Schnäuzchen an die Luft. Und immer die netten Schnalztöne. So ein Prachtkerl, frisch wie's Leben! Er wird ganz des Kuckucks — und überlegt. Er hat gerade einen Appetit auf so etwas und ist so fidel, so zufrieden. Ein Frühstückchen konnte nicht schaden. Es ist ihm immer vortrefflich ergangen. Schließlich, wie das Ding sich so durchaus vertrauenswürdig verhält, meinte er, daß man es versuchen sollte. Er schnappt und der Haken sitzt fest. Das hat er nun davon.

„Und jetzt geht der Tanz los. ‚Pfui Teufel!‘ denkt er und stürzt wie ein Pfeil mitsamt den Haken in die Tiefe und vergräbt sich in den Schlamm. Die Verzweiflung hat ihn mit einem Schlag gepackt. Er wühlte sich so tief hinein als er kann. Das kennt man schon, er macht's

immer ſo. Die Angel iſt darauf eingerichtet. Im Schlamm hält er ſich ganz ſtill und geduldig und verbeißt den Schmerz. Denn der oben zuckt und zerrt und quält ihn auf alle Art. Er ſoll bald heraus. Aber er liegt wie ein Held und rührt ſich nicht. Der Übermut iſt ihm freilich vergangen; aber ein Stück Kraft und Seelenſtärke iſt in ihm, um die man ihn beneiden könnte. Das geht unbegreiflich lang ſo fort. Der oben immer gezuckt und gezerrt und der unten immer ganz ſtill abgewartet und ausgehalten und den Schmerz verbiſſen.

„Jetzt mit einemmal thut er einen Schlag auf Tod und Leben, einen Rieſenſchlag. Er iſt ganz Muskel, ganz Willen, ganz Verzweiflung. Auf dieſen Schlag hat der oben immer ganz kühl gewartet. Der kennt das ſchon. Sie nennen den klugen verzweifelten Streich den Karpfenſchlag. Oft genug gelingt's auch, die Schnur reißt und er hat ſich frei gemacht. Gelingt's nicht, reißt die Schnur nicht, ſo war's umſonſt, dann iſt er mit einemmal ganz geduldig und weiſe und läßt ſich heraufziehen wie ein Lamm. Er hat dann alles aufgegeben und fügt ſich. — Um nichts

schlechter macht er's wie die großartigste Menschenseele. Alle Hochachtung!"

Olly hatte Köppert gespannt zugehört. „Nun freut mich's erst recht," meinte sie, „daß ich meinen dicken Freund in Freiheit gesetzt habe trotz dem Karpfenschlag geschehen noch unerwartete Dinge für alle Geschöpfe. Daß wir Sie kennen lernten, war auch unerwartet."

„Olly ist köstlich!" rief Gastelmeier. „Ja, Köppert, du weißt nicht, wir müssen uns nächstens so eine Art Tempel für dich einrichten. Du hast hier eine fanatische Anhängerin."

„Und wenn Sie wüßten wie ich Sie beneide," sagte Olly. „Sie stehen so kühl da, als wenn nichts auf der Welt Ihnen etwas anhaben könnte — und so gesund wie Sie aussehen, so fest und leicht. Sie sind gewiß sehr stark."

„Weshalb nicht? Glauben Sie, ich war in Ihrem Alter so weit wie Sie? Ich bin ein alter Kerl jetzt. — Schauen Sie — Eselsfarbe. Wir gewiegten Hühner bummeln kolossal."

„Ja, aber Sie leben! Sie schauen ganz anders ins Leben hinein. Das merk' ich."

„Na, warten Sie wir gehen nächstes Früh-

jahr miteinander Karpfen fiſchen. Sie ſollen das alles ſelbſt erleben, wie er ſo friſch und ſeelenvergnügt und jung daherkommt, das Schnäuzchen reckt — die netten Schnalztöne — und wie er ſich endlich im Haken fängt, wie er verzweifelt in den Schlamm ſtürzt und ſich vergräbt, den Schmerz verbeißt, die brave Heldenſeele, wie er gequält wird, und dann — den Karpfenſchlag — die Hoffnungsloſigkeit und Weisheit und Ergebung. — Großartig! Das müſſen Sie ſelbſt erleben.“

Da ſah Köppert in ein Paar große, zornige, thränenerfüllte Augen. „Selbſt erleben — ich fürchte auch,“ ſagte Olly zitternd erregt. „Glauben Sie, daß es mich nach dieſer Hoffnungsloſigkeit und Weisheit und Ergebung verlangt? — Glauben Sie?“

Sie ſchluchzte auf. Er ſah einen Augenblick in ein ganz verzweifeltes Geſicht. Dann ſtürzte ſie fort und warf die Thüre hinter ſich zu.

Und im andern Zimmer lag ſie auf den Knieen und weinte wild und zornig und verzweifelt.

IX.

Zwei Tage waren vergangen und Köppert war nicht in der Dämmerſtunde gekommen. Sie hatte auf ihn gewartet von Minute zu Minute, gewartet, wie ſie nie irgend etwas zuvor erwartet hatte. Den erſten Tag hatte ſie bis zu der Stunde, die ihn bringen ſollte, krampfhaft gearbeitet. Den zweiten Tag war ihr das nicht möglich geweſen. Sie ließ das Modell zu Mittag gehen und hockte ſich mit einem Buch in ihre Sofaecke.

Sie fühlte ſich nicht wohl, eine elende Schwäche lag über ihr und die Erwartung wie ein Fieber, das ihr jeden Nerv zittern und beben ließ. Kommt er? Kommt er nicht? Das war alles, was ihre Gedanken beſchäftigte. Nicht einen Augenblick wurde ſie frei von der Qual.

Mimm kam von Zeit zu Zeit aus dem Atelier

von ſeiner Arbeit, um nach ihr zu ſehen. Er fragte ſie jedesmal, wie es ihr ginge, und machte ſo ein komiſches Geſicht dazu. Es war ihm ganz neu, ſich um jemand zu ſorgen, und ſein Kommen that Olly jedesmal weh. Es war ihr immer, als riſſe er ſie aus einem tiefen Schlaf. Sie bebte in jedem Empfinden und blieb ganz ſtumm, um dem armen Mimm nicht gereizt zu antworten.

Statt Köppert kam am zweiten Nachmittag in der Dämmerſtunde der Arzt. Auch er ſcheuchte ſie aus einem tiefen, traumähnlichen Zuſtand auf. Sie hatte im Geiſt fortwährend mit Köppert geſprochen. Was hatte ſie ihm alles erzählt? Sie hatte ihm ihr Krankſein geklagt; aber nicht verzweifelt, nicht bang — ganz kühl. Es war nichts Erſchreckendes, wenn ſie mit ihm darüber ſprach. Sie hatte ihm von ihrer Arbeit vorgeplaudert und von Mimm und von ihrer Kindheit. Kleine Geſchichten, die ſie wahrſcheinlich nie gewagt hätte, ihm wirklich zu erzählen.

Da war eine, über die lachten ſie in Ollys Vorſtellung beide miteinander. Als ſie bei ihrer alten Tante wohnte und zu Weihnachten und Oſtern nach Hauſe reiſte, fuhr ſie jedesmal der-

ſelbe alte Kutſcher nach der Bahn und brachte nach einiger Zeit ſeine Rechnung, auf der ſtand regelmäßig zu leſen: ‚Eine Furie nach der Bahn‘.

Sie erzählte ihm von ihrer Verlobung, von daheim. Wie in einem Bilderbuch blätterte ſie in ihrem Leben — und alles ſollte er erfahren, mitſehen. Es war ein ſonderbares, fieberhaftes, inniges Sich-mitteilen.

Vom Arzt wurde ſie daraus aufgeſcheucht.

„Ich weiß ſchon,“ ſagte Olly zu ihm in ihrer erregten Weiſe. „Mit mir ſteht's ſchlecht.“

„Oho“ lachte der alte Doktor behaglich.

„Doch. Laſſen Sie's nur. Jetzt kommen eine Menge ſchöne Redensarten, ich weiß ſchon. Wenn man ſo etwas im Hals hat wie ich, das iſt immer eine dumme Geſchichte. — Wie war's mit Papa? — Ganz dasſelbe.“

Sie ſagte das lauernd, bis aufs äußerſte geſpannt, aber äußerlich vollkommen kühl und wie im Scherz. Es war ihr eben eingefallen, im Augenblick erſt, es ſo zu machen.

„Was, dumme Geſchichte!“ ſagte der Doktor. „Wenn Sie ſich gut halten und alle Vorſchriften befolgen und vernünftig ſind, da macht ſich alles —“

„Ja, aber es iſt chod wie bei Papa," er widerte ſie, wieder ruhig und ſachgemäß und als wäre für ſie kein Zweifel mehr.

„Na, und warum? Das wär' net übel, wenn alles ſo ausgehen müßte wie bei Ihrem Herrn Papa."

„So, alſo es iſt dasſelbe?" ſagte ſie überwältigt — faſſungslos. Ihre Stimme konnte den Gefühlsausdruck nicht verbergen und die Frage klang ſchreiend heiſer. Es kamen Töne, über die ſie keine Macht hatte.

Sie war vom Sofa aufgeſtanden und ſtarrte den Arzt an. Die Hände hielt ſie ineinandergepreßt.

„Frauchen! Ruhig Blut," brummte der Doktor und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Was iſt denn nu? Na? — Gar nichts. So jung wie Sie ſind. Und ich ſag's ja, wenn Sie vernünftig ſind und ſich gut halten und mir folgen — Sie ſollen ſehen."

Olly hatte ſich wieder in ihre Sofaecke gekauert und ſchüttelte zu allem, was der Doktor ihr zum Troſt vorbrachte, den Kopf.

„Außerdem," ſagte ſie, nachdem ſie eine Weile

ſtumm dageſeſſen hatte, „bin ich nicht vernünftig. Damit rechnen Sie bei mir nicht. Wie lange denken Sie, daß ich noch arbeiten kann?“ Sie fragte es mit zuckendem Mund. In ihren Augen lag ein unbändiger, verzweiflungsvoller Trotz.

„Sie ſollen vernünftig und maßvoll arbeiten, mein Kind. Haben Sie je einen Menſchen geſehen, der gewußt hätte, wie lange er noch arbeiten oder ſonſt irgend etwas thun darf? — Wie?“

„Redensarten ſind auch eine Medizin, lieber Doktor; aber bitte, geben Sie mir die nicht.“ Ihr Geſicht war ganz von Thränen überflutet. und ſie faßte die Hände des alten Herrn.

„Alſo: die Hauptſache iſt, ſich ruhig halten. Vergeſſen Sie das nicht. Sind Sie denn ſo ganz allein? Wo iſt denn Ihr Mann?“

„Im Atelier,“ ſagte ſie. „Er arbeitet!“ Das war wieder ſo ein heiſerer Aufſchrei. „Er arbeitet.“

„Ruhig, ruhig, mein Kind,“ ſagte der Arzt wieder. „Gut, Sie halten es für Redensart, dafür kann ich nichts; aber ich ſag's Ihnen, allein in Ihrer Gemütsruhe und Heiterkeit liegt Ihre Heilung. Sie haben den guten, lieben Mann,

die vergnügte Seele, laſſen Sie ſich von dem helfen und helfen Sie ihm.“

Sie blickte vor ſich hin, wie in einen gleichmäßigen dichten Nebel, der mit einem Schlag ihr alles Leben überdeckt hatte. Der Arzt ſprach lange noch auf ſie ein. Sie hörte nicht mehr auf ihn.

„Leben Sie wohl einſtweilen, kleine Frau, ich ſchicke Ihnen Ihren Mann.“

Olly rührte ſich nicht. Sie hatte ganz mechaniſch dem Arzt die Hand gereicht. Jetzt blieb ſie eine ganze Weile allein. Sie dachte an den Karpfen. — Wie der Angelhaken feſtſitzt, wie der Karpfen ſich in den Schlamm vergräbt. — Ja — tief hinein. Über ihm der Schlamm und über dem Schlamm das Waſſer — ſo ſchwer liegt das Unglück, das ihn traf, über ihm. Über dem Waſſer ſcheint die helle Sonne, die geht ihn nichts an.

Als Gaſtelmeier zu ihr hereinkam, war er ſehr freundlich und ſehr bewegt. ‚Ähnlich wie nach der Trauung,‘ dachte Olly. Sie beobachtete ihn ganz kühl. Niemand ging ſie eigentlich mehr etwas an. Sie mußte mit ſich allein fertig

werden. Der Karpfen ſaß unten im Schlamm, mußte tauſend Schmerzen verbeißen, der oben riß an ihm und quälte ihn und zuckte an der Schnur. Die übrigen Karpfen ſchwammen luſtig und guter Dinge weiter und ließen ſich's wohl ſein. Der im Schlamm war ein ganz andres Tier als die Kameraden geworden. Sie verſtanden ihn nicht mehr — und er verſtand ſie nicht mehr.

In dieſer Nacht ſchlief ſie keinen Augenblick, rief aber auch nicht nach Mimm. Wozu?

Sie ſtarrte in gleichmäßigen, dicken Nebel, der ſich ihr noch mit keiner Geſtalt belebte. Er war ſo dicht, daß ſie die Hand nicht vor den Augen ſehen konnte. Der Nebel aber war die vollkommene Hoffnungsloſigkeit, die mit einemmal über ſie hergefallen war. Die hatte etwas Einſchläferndes, etwas Erſtarrendes; ohne den wahren Schlaf zu bringen, brachte ſie ſo ein dumpfes, lebenabgewandtes Brüten.

Am andern Morgen kam Mimm und fragte, wie ſie geſchlafen hätte.

„Ganz gut," ſagte ſie. Da freute er ſich.

Sie hatte, wie es ihr ſchien, gar nicht das Bedürfnis, ſich mitzuteilen. Darüber verwunderte

ſie ſich ſelbſt. Es war gut ſo — ganz gleichgiltig im Grund. ‚Ob das anhalten würde?‘ fragte ſie ſich.

Sie arbeitete und es ging ſogar etwas beſſer wie geſtern. ‚Wenigſtens,‘ dachte ſie, ‚werde ich zu den Menſchen gehören, die krank fortarbeiten.‘ Sie dachte an allerlei Leute, von denen ſie wußte, daß ſie berühmt wurden, trotzdem ſie krank waren.

Das war ein Troſt — mehr als Troſt, das war ein Anfeuern der Kräfte, das hatte etwas Begeiſterndes. Ja, ſie wollte kämpfen und ſie arbeitete bis zur Atemloſigkeit. Und heute — ganz unverhofft kam Köppert. ‚Weshalb eigentlich ſollte er kommen?‘ hatte ſie tagsüber gedacht. Dreimal war er dageweſen, unverhofft, dann war er weggeblieben, wahrſcheinlich für immer. Sie hatte ihm außerdem eine Szene gemacht. Wahrſcheinlich fürchtete er ſich vor ihr. Kein Wunder. Das ſeelenverzehrende Warten war wie von ihr genommen. Aus dem dichten Nebel, der ſie ſeit geſtern umgab, war bisher nichts aufgetaucht als ein: ſie wollte arbeiten, arbeiten, vor allen Dingen arbeiten.

Als das Mädchen aber Herrn Köppert meldete, konnte ſie ſich vor freudigem Schreck nicht auf den Füßen halten. Es durchzitterte ihr den ganzen Körper.

„Mimm,“ rief ſie, „Herr Köppert kommt!“

„Was?“ rief Gaſtelmeier aus dem Nebenzimmer. Da war Köppert aber ſchon eingetreten.

Sie ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Das war ihre Art nicht, die Leute zu empfangen. Aber hier war es ganz natürlich. Es war eben der Gruß für Köppert, für niemand ſonſt. Sie begrüßte ihn ſo unverſtellt glückſelig, wie ihn bisher eigentlich nur ſein Hund begrüßt hatte.

‚Armes Seelchen!‘ dachte er und faßte die ſchlanken, heißen Hände ſo zart an und führte das bewegte, kranke Geſchöpf zu einem Platz zum Ruhen und fühlte, wie er ihr wohlthat. Er hatte ſein Lebtag viel mit Tieren ſich zu thun gemacht und verſtand ſich daher auf unverſtellte Gefühlsausbrüche. Seine jüngeren Brüder, wie er ſie nannte, hatten ihn nie in Ungewißheit gelaſſen. Das Seelchen hatte eine helle Freude, wenn er kam.

„Wiſſen Sie,“ ſagte ihm Olly, „daß ich ſehr krank bin?“

„Nein," ſagte er. „Was heißt ſehr krank? Wir ſind alle ſehr krank. Das Leben iſt eine lange Krankheit. Wir glauben nur, daß wir geſund ſind."

„Bitte," ſagte Olly, „mit mir müſſen Sie wenigſtens ganz einfach ſprechen. Ich weiß, es wird jeder reden, als wenn gar nichts wäre, — thun Sie das nicht."

Gaſtelmeier trat ein: „Grüß Gott, Köppert."

„Ach, Mimm," ſagte ſie, „Mimm!" — und lachte.

Sie ſaßen nun wieder alle drei bei einander und es kam eine ruhige, gute Stimmung. Emil fand ſich auch ein.

„Ah, das einſeitig gebackene Brötchen," ſagte Köppert lachend, als er eintrat.

„Laſſen Sie ihn, er iſt ſo gut," meinte Olly, „nur ſo ein Faulpelz, denken Sie, geſund und kräftig; aber ohne allen Eifer. Ich weiß nicht, ſollte es noch kommen? Sie glauben nicht, wie mir's am Herzen liegt. Was ſoll aus ihm werden?"

„Na, er iſt ein bißchen ſchwammig," ſagte Köppert. „Hat er Knochen?"

„Ich glaube nicht viele," meinte Olly.

„Sehnen natürlich auch nicht?"

„Die gar nicht."

„Dann laſſen Sie ihn ums Himmels willen nicht Maler werden. Er ſieht aus, als wenn er gegen ein Sinekürchen nicht abgeneigt wär'. Das möcht' ihm paſſen. Er ſchriebe dann alle Tage oder alle vierzehn Tage zwei Zeilen, die von der böſen Welt handeln."

„Freilich," meinte Olly, „und ſagte dazu: Verflucht! — Verflucht! — Verflucht!"

„Zu ſonſt was hat er nicht Luſt?"

„Zu gar nichts, Maler will er werden, weil er meint, er kann dann ſo daherhocken mit dem Bleiſtift in der Hand — und das bißchen Eſſen würde ſchon von irgendwoher kommen."

„Geht er kneipen?"

„Bewahre, er denkt, das koſtet Geld. Nicht leichtſinnig ſein! Je weniger du brauchſt, um ſo weniger mußt du dich anſtrengen. Wenn Sie wüßten, er hat mich ſchon manchmal bis zur Tobſucht gebracht — aber er iſt ſo gut."

Emil beſorgte das Abendeſſen, trieb draußen die Köchin an auf ſeine Weiſe, ſpritzte ſie mit

Waſſer zur Küche hinaus und zur Treppe hinab, wenn ſie etwas holen ſollte und drohte ihr die Haare mit Aſche zu bewerfen, wenn ſie nicht zur Zeit fertig wäre. In das Zimmer kam er möglichſt wenig, denn er hatte einen großartigen Ärger auf Köppert.

Den ganzen Abend lag ein ruhiges Behagen über der Geſellſchaft. Das Abendeſſen war gut und pünktlich beſorgt.

„Schau, ſchau," ſagte Gaſtelmeier. „Emil! Na, Olly, dein Bruder, wie kommt denn der mit unſerm Drachen aus, und wir net?"

„Das verſteht er," ſagte Olly — „und wie!"

Sie war ſo friedlich, ſo gleichmäßig geſtimmt. Köppert erzählte allerhand Jagd- und Tiergeſchichten, lebendig und friſch, und ſie hörte andächtig zu, wie ein Kind, dem Märchen erzählt werden. Die ganze Welt war für ſie nicht mehr vorhanden, nur einzig die kluge Stimme. Gaſtelmeier begleitete Köppert dieſen Abend, ſie wollten noch ein Glas Bier miteinander trinken. Emil ging nach Hauſe. Das Mädchen machte das Bett auf dem Schlafſofa zurecht — und Olly blieb ganz allein.

Sie wanderte im Zimmer auf und nieder. Nach dem muntern Reden, der leichten Stimmung ſchien ihr die Einſamkeit ganz eigentümlich bedrückend. Der dicke Nebel der Hoffnungsloſigkeit lag mit einemmal wieder über ihr. Das Fieber, das jeden Abend ſich einſtellte, brannte ihr wieder in Füßen und Händen — und mehr als das brannte die Sehnſucht nach Köppert in ihrer Seele. Er hatte alles mit ſich genommen, ihre Ruhe, ihre Faſſung, ihr Vertrauen auf eine Arbeitskraft, die Krankheit und Schwäche überwindet — alles. Es war ihr zu Mute, als ſollte ſie ohne ihn verſchmachten, als hätte er ihr auch Luft und Licht mitgenommen.

Ganz atemlos lehnte ſie ſich an den großen, weißen Kachelofen und preßte den Kopf mit beiden Händen. Es war ihr zu Mute, als ſtände ihr ganzes Weſen in Flammen. Und wie war es gekommen, wie denn? — „Herrgott — ich liebe ihn!“ ſagte ſie heftig. Dann war ſie ganz ſtill und bewegungslos.

Wie eingebrannt war Köpperts Bild in ihrer Seele. Das unregelmäßige Geſicht, die lebendigen grauen Augen, in denen unverſteckt die Gefühle

zu lesen waren, die leichte, sehnige Gestalt. Man sah an jeder Bewegung, daß er gescheit war. Der Körper war ihm von seinem geistigen Wesen kräftig durchdrungen. Ja, sie hatte schon früher gesagt, als sie ihn nur vom Sehen kannte: „Er ist der einzige Mensch hier, der ein Gesicht hat.“

Jetzt sah sie ihn vor sich, so ganz wie er war. Sie sog durstig seine Züge, seine Stimme ein. Sie hielt ihn an den Händen und es war, als wenn sie zu ihm sagte: „Verlaß mich nicht, bleib.“ Das erschütterte sie bis ins Tiefste. — Und Mimm? Sie konnte kaum atmen. Wie unnobel — wie scheußlich, sich von Mimm füttern zu lassen, Mimm zu quälen, ihn schlecht zu versorgen, seine Liebhabereien nicht zu beachten, seinen Lieblingsspeisen nicht nachzufragen, alles von ihm anzunehmen, ihn gleichgiltig beiseite lassen, immer nur an sich denken — einem andern mit jedem Gedanken nachhängen! — War das nicht gemeine Betrügerei?

Das war ein elendes Geschäft, was Mimm gemacht hatte. Sie hatte es bisher nie so gefühlt! aber mit einemmal übersah sie, daß er gar kein Behagen an ihrer Seite gefunden. Wie

rührend war es, daß er ſich heute Abend über Emils gutgelungenes Nachteſſen ſo gefreut hatte — und wie liebenswürdig war er in dem ganzen Durcheinander, das ſie ihm gebracht! Was für Sorgen hatte er ſich aufgeladen — und für wen?

Olly brannte in Fieber und Erregung. Sie ſollte fort von Mimm gehen — irgendwohin und arbeiten, nichts als arbeiten, das wäre das einzige — das rechte. Entweder: an ſich ſelbſt denken und für ſich ſelbſt leben — oder: an andre denken und für andre leben. So eine gemeine Seele, die betrügt! Sie hatte nie darüber nachgedacht, heute zum allererſtenmal. Ja, ſie hatte mit Mimm einen ganz betrügeriſchen Handel geſchloſſen. Alles genommen und nichts gegeben — gar nichts gegeben, ſondern nur immer von neuem genommen und genommen, mit einer Roheit und Gedankenloſigkeit — die hätte ſie nie in ſich geſucht. Mit welcher Angſt, mit welcher Verzweiflung hatte ſie gefürchtet, Mutter zu werden. Sie hatte nur und einzig an ſich dabei gedacht, nicht an Mimm und nicht an das Kindchen. Sie hatte ſich immer noch für ihren eigenen Herrn gehalten, und das war ſie nicht mehr.

Ihre Arbeit, der Weg zum Ruhm war ihr die Hauptsache. Mimm war das sehr gleichgiltig, der wollte eine gute Frau und die hatte er nicht.

Und nun? Jetzt gerade hörte diese Blindheit auf, jetzt, wo sie jede Kraft, jeden Hauch von Kraft an ihre Kunst wenden wollte, jetzt, wo sie jede Minute ausnützen wollte, drängten sich tausend Dinge ein.

So stand sie mit gefalteten Händen und mit gesenktem Kopf ganz fassungslos, ganz erdrückt. Der Nebel, der über sie gefallen war, der dichte, trostlose Nebel, belebte sich nun mit Gestalten, die sie bis aufs Blut ängstigten. Ihre Arbeit, der lange Weg zum Ruhm, die unerfüllten Pflichten, der falsche Handel, den sie unbewußt eingegangen — und Köppert — und Mimm — und das Krankſein — und das frühe Sterben, das gestaltlos, aber grauenhaft unsichtbar in dem schweren Nebel lauert.

„Das ist zuviel, Herr, mein Gott!“ jammerte sie auf. Und durch allen Jammer hindurch und über allen peinigenden Gedanken und Erkenntnissen, die Sehnsucht nach Köppert. Sie sah ihn immer vor sich und immer streckte sie beide Hände nach

ihm aus. Er war der Einzige, der sie retten konnte, der Einzige, der ihr Ruhe gab. Er war das Leben — und sie wollte leben!

Trotzig sprang sie auf und ging durchs Zimmer, und die bittere, verzehrende Lebenssehnsucht derer, die um das Leben betrogen sind, wühlte ihr im Herzen. — Wenn sie dachte, daß sie ihn nicht mehr sehen und hören sollte — nie mehr! Und auch die Arbeit aufgeben, und das heiße, lebendige Streben — und nur den Kaufpreis abverdienen, den Mimm für sie gegeben, da fuhr eine solche verzweiflungvolle Empörung durch ihr ganzes Wesen, daß sie an ihren Haaren riß, das Taschentuch, das naß von Thränen war, in Streifen riß, sich auf den Boden niederwarf und heißer schluchzte und schrie. Worte fand sie nicht mehr, Gedanken auch nicht — nur eine fieberhafte Empörung, eine sinnlose Wut, wie ein wildes Tier, das gegen seine Käfigstäbe schlägt.

Und dann kam wieder der bittere Kampf, das Mitleiden, das sie Mimms wegen fühlte, das Bewußtsein des Betrugs, ja Betrugs, wie sollte man es anders nennen, und das drückte sich ihr wie ein Brandmal in die Seele.

Mimm kam ſpät nach Hauſe und fand ſeine Frau in einem Zuſtand der tiefſten Erſchöpfung. Sie kauerte noch auf dem Boden, als er eintrat.

„Olly!“ rief er ganz beſtürzt und kniete zu ihr nieder und richtete ſie auf — und da fühlte ſie wieder ‚die ſorgſame Pforte‘, die ihr Herz gewonnen hatte. Und da ſie in ihrer Erregtheit wie ein Menſch ohne Haut war, dem alles die innerſten Nerven trifft, wurde ſie davon ſo bewegt, daß ſie von neuem in heiße Thränen ausbrach und ſich bitterlich vor Mimm anklagte, ganz vernichtet, und vor ihm demütigte.

Mimm war ganz glücklich und freudig erregt, wie es eine kindliche Seele iſt, die an eines Menſchen plötzliche Umkehr glaubt. Er tröſtete ſie und ſuchte ſie zu beruhigen. „Siehſt du, Ollychen, nun wird alles gut,“ ſagte er einmal übers andremal.

Das ärgerte ſie aber und ſie ſagte bitter: „Du meinſt alſo, daß ich das Malen laſſe?“

„Na — na, bewahre, einſchränken, ein biſſel einſchränken. Das wird dir nur gut ſein.“

Seine Ruhe und Zufriedenheit quälte ſie. Nach der haſtigen, ſtundenlangen Erregung ſchüttelte

ſie jetzt das Fieber. Mimm half ihr beim Entkleiden und behandelte ſie ſo ſorgſam wie ein kleines Kind; aber das Herz war ihm ſchwer. Was der Doktor ihm von Ollys Geſundheitszuſtand geſagt hatte, lag düſter auf ihm. Es war ſo etwas Feierliches, Trauriges, Unbegreifliches. Eine ganz geſunde, friſche Frau würde er nie wieder an ihr haben, ſo eine Häuslichkeit, von der er geträumt hatte, war für immer verloren. Wenn ſich die arme Olly auch Mühe geben würde, wie könnte es denn werden? Eine Frau muß geſund ſein, das iſt das erſte. Und das wütende Arbeiten, wobei ſie nicht hörte und ſah!

Wie rührend, wie gut ſie eben war, ſie wollte das beſte, wie ihn das beglückt hatte! Jetzt lag ſie in ihren Kiſſen, lieblich, aber wie eine Pflanze, die mitten im Aufblühen vom Froſt berührt iſt. Die Kraft, die Strammheit war hin, etwas Leidendes, Mattes war über ſie gekommen, unmerklich faſt; aber es war da. Die glänzenden, verweinten Augen ſchauten ſo unſtet, ſo ohne Ermüdung. Gaſtelmeier atmete ſchwer auf. Er dachte an den Abſchied von daheim, Weihnachten

vor einem Jahr, an das, was sein Alter daheim von Liebessachen verstand, und es wurde ihm schwer und schwerer ums Herz.

Olly klagte wegen allerlei Beschwerden. Sie fühlte sich sehr unwohl, war so beunruhigt und gequält; und immer hatte sie es mit dem Karpfen zu thun, der sich mit seiner Qual in den Schlamm verkrochen hat.

„Laß das doch," sagte Gastelmeier, dem es dabei nicht wohl zu Mute wurde. Da schwieg sie.

„Geh schlafen, Mimm," sagte sie nach einer Weile.

Sie lag ruhig, mit offenen Augen, und wußte nun schon, was ihr die Nacht bevorstand. Qualen! Die Wiederholung alles dessen, was sie eben erst durchkämpft hatte.

Die großen Riesenvögel schlugen schon mit den Fittichen. Lautlos und mächtig schwebten sie über ihr. Sie kämpften noch miteinander, wer auf die arme Hasenseele sich herabstürzen sollte.

Der Riesendämon war schon mit den Krallen auf ihrer Brust, und wollte den gemächlichen Tanz beginnen, da gesellte sich zu ihm ein zweiter, der die bittere Erkenntnis, vom Leben betrogen

zu sein, brachte, und noch einer, der mit seinen Klauen die Stelle aufriß, wo der verzehrende Ehrgeiz saß, und wieder einer, der an versäumte Pflichten mahnte.

Es war eine ganze Schar, die auf sie herabstürzte, Riesenunholde, daß man meinen sollte sie wären erschaffen, um auf irgend einem gewaltigen Stern gewaltige Kreaturen zu quälen und zu bekämpfen, und hätten sich auf unsre kleine Erde nur verirrt, um nun ihre dämonischen Kräfte an uns lächerlich kleinen Seelchen zu verschwenden.

Olly lag wie erstarrt, ließ alles über sich ergehen. Durch das entsetzliche Chaos aber, dem sie preisgegeben war, sah ein unregelmäßiges, gescheites Gesicht auf sie nieder, ein Gesicht, das sie Zug für Zug mit aller Kraft festzuhalten suchte, auf das sie hinblickte wie auf eine Seligkeit, mitten im Elend. Das Gesicht war ihr Halt, ihre Rettung. Es strahlte von ihm Kraft aus zum Widerstehen, Kraft zu siegen und zu überwinden. Und dieses Himmelsgeschenk, das wie ein Licht über all dem Überwältigenden, Unheimlichen, das sie umgab, aufstieg, sollte sie von

ſich weiſen? So ſinnlos — ſo unfrei — ſo niedrig! Nein danken —! danken! danken!

Es wurde ihr licht. Gott hatte ihn geſchickt, ihr gutes Schickſal. Sie ſollte nicht ganz verzweifeln.

Und ſie ſtreckte ihm wieder die Arme entgegen in ihrer Not, und wie hellſehend, als ſchaute und fühlte ſie ein wirkliches Begebnis, empfand ſie, wie er dieſe hilfeſuchenden Hände hielt und ſie ſelbſt an ſich zog. Und ſie ſchmiegte ſich feſt — feſt an ſeine Bruſt, und er ſprach zu ihr als Menſch zum Menſchen. Da war es ihr wohl, und als der erſte blaſſe Schimmer des Morgens am Fenſter aufdämmerte, kam auch der Schlaf, der langerſehnte.

* * *

Das Leben ſpann ſich weiter.

In dem jungen Haushalt war die Freudigkeit ausgelöſcht. Der Arzt kam alle zwei, drei Tage und ſchaute nach ſeiner Patientin. Sie war den ganzen Winter über nicht aus dem Haus gekommen. Gaſtelmeier hatte unruhige Nächte nach freudloſen Tagen kennen gelernt.

Eine ungeheure Enttäuschung lag über ihm und es war ihm nicht wohl in seiner Haut. Die Eindrücke, die Olly ihm nachts brachte, lagen wie Zentnerschwere über ihm. Sie litt oft an qualvollem Luftmangel, Beängstigungen kamen über sie, die Todesangst in ihrer furchtbarsten Gestalt; dann hielt sie den armen Mimm umklammert und wand sich in seinen Armen und mit weit aufgerissenen Augen schaute sie ihn an — und er mußte aushalten und den Jammer ansehen und anhören.

„Mimm, mein Bild!“ rang es sich mühselig in solchen Stunden von ihren Lippen.

„Na, laß doch, laß doch!“ sagte er dann.

„Ja, laß doch, laß doch!“ flüsterte sie heiser, erstickt, voller Trotz und Verzweiflung.

„Ach, Mimm, du Armer!“

Er fand das rechte Wort nie.

* * *

Olly arbeitete an einem Bilde, das zur internationalen Ausstellung fertig werden sollte. Das Mädchen unter dem verblühten Apfelbaum hatte sie verkauft. Reproduktionen waren danach ge-

macht, es war beſprochen worden. Köppert hatte die erſte Beſprechung ins Haus gebracht.

Gaſtelmeier erinnerte ſich, wie er ſie ihr damals in die Hand drückte, ſo von ungefähr, ohne ein Wort zu ſagen; aber mit einem Ausdruck von froher Teilnahme. Er erinnerte ſich, wie Olly las, wie das Geſicht aufſtrahlte, — wie ſie Köppert anblickte mit großen, ausdrucksvollen Augen. Köppert, nicht ihn, hatte ſie angeſehen. Er erinnerte ſich, wie ſie mit einemmal auflebte. Ein Wunder! Die Krankheit war wie von ihr fortgeweht. Sie lebte auf, ſie war die alte Olly.

Ein glücklicher Tag! Wie entzückend ſie ausſah! Übermütig, vom Glück berauſcht.

Und Köppert, der gute, wunderliche Menſch! Er hatte ihn immer für einen ſonderbaren Kauz gehalten und für einen Biedermann durch und durch, hatte einen gehörigen Reſpekt vor ihm gehabt, vor ſeinem Können; aber er war ihm ein ungemütlicher Burſche geblieben, borſtig, ſtreitſüchtig, ſelbſtbewußt — nun hatte er ihn ganz anders kennen gelernt.

Weiß Gott, das brachte Mimm nicht fertig ſo ganz einzugehen auf die Wünſche des kranken

Geschöpfchens, so sich ihr widmen! Fabelhaft, wie Köppert ihr, wenn er neben ihr vor der Staffelei stand, mit ein paar Worten helfen konnte! Immer traf er den Nagel auf den Kopf. Und wie sie ihn verstand! So eine Art, zu arbeiten und zu lehren, hatte Gastelmeier noch nicht gesehen. Was er vom Lehren wußte, war ein beschwerliches Kriechen, fortwährendes Mißverstandenwerden, gleichgiltiges Eingreifen. Die beiden arbeiten mit einer Spannung, einem vollkommenen Wachsein, so nervös wie zwei Vollblutpferde. Und wie kam sie vorwärts! Ganz erstaunlich.

„Halt sie doch lieber zurück, sie übernimmt sich," hatte Gastelmeier ihm ein paarmal gesagt.

„Weshalb?" hatte Köppert gefragt. Und in diesem ‚weshalb' lag alles. Es lag ihr Todesurteil darin und zugleich: ‚Glaubst du's ihr nicht?'

Rührend war es anzusehen, wie Olly sich in dieser Zeit der Wirtschaft auf ihre Weise annahm, kindisch und unbeholfen zwar; aber sie zeigte den besten Willen. Sie verstand, so eine Art kleine Kuchen aus Eierschaum zu backen; auf einen Bogen Papier wurde der Schaum getropft und

im Ofenrohr gebacken. Dieſes Backwerk richtete ſie im Zimmer mit der größten Umſtändlichkeit her. Ein einziges Mal brachte ſie es wirklich zu ſtande und war ganz glücklich darüber und ſagte im Eifer: „Nicht wahr, Mimm, das gefällt dir, ſo magſt du's? Alles im Haus gebacken, das iſt ſo behaglich. So warſt du's auch daheim gewöhnt, alter Mimm.“

Mimm fürchtete die Faſſung zu verlieren, nickte Olly zu und ging zur Thüre hinaus, ſo ein trauriges, fades Eierſchaumküchlein, das Symbol ſeiner Enttäuſchung, noch zwiſchen den Zähnen. Sie hatte ihm eins nach dem andern in den Mund geſtopft. Er griff nach Hut und Überzieher, es litt ihn nicht mehr im Hauſe.

Was hatte er für ein Heim, ſo etwas Lächerliches, Verrücktes, Troſtloſes!

* * *

Im ganzen und großen ging es aber ganz leidlich und beſſer als vordem.

In der Küche wirtſchaftete ſeit Wochen ſchon Emil auf ſeine vortreffliche Weiſe; er nahm auch das Haushaltungsbuch an ſich und führte es

pflichttreu. Er wohnte dann ganz bei seiner Schwester, damit diese seine Zeichenstudien besser überwachen konnte, und saß, wenn er nicht draußen in der Küche sein Wesen trieb, in Ollys Wohnzimmer und zeichnete muffig und unzufrieden. Wenn Olly matt, mit fliegendem Atem, im vollen Fieber aus dem Atelier kam und gearbeitet hatte bis auf die letzten Kräfte und sich nun niederlegen mußte, da ruhten ihre Blicke auf Emil, der in seinem behaglichen Fett so träg und indolent dasaß, und eine wahre Wut packte sie da. Einmal erfaßte der Zorn sie dermaßen, daß sie wankend, mit Thränen in den Augen, aufstand und Emil eine unvermutete Ohrfeige gab.

„Prost," sagte Emil und guckte ganz verblüfft auf. „Na, weißt, Olly, mit deinen Kräften steht's gottlob net übel."

Da stand sie ganz beschämt vor seiner Gutmütigkeit. „Wärst du doch nicht so faul," sagte sie heiser. Zu gleicher Zeit aber fühlte sie mit einer jammervollen Verzweiflung, daß Emil sie schon aufgegeben hatte. Sie gehörte nicht mehr zu den Lebenden. Sie durfte beleidigen und beleidigte nicht mehr. Eine Röte schoß ihr ins

Geſicht, gleich darauf wurde ſie bleich und wankend, das Haar feucht, eine ſchreckliche Schwäche überkam ſie.

Emil ſchaute auf ſie hin, legte ihr den Arm um die Schultern und führte ſie zum Sofa, kauerte vor ſie nieder und ſie fühlte ein verhaltenes Zucken. Er weinte, verſteckt an ihrer Bruſt, wie um eine Tote.

Sie ließ ihn weinen, ohne ſich zu rühren, ein entſetzliches Grauſen durchrieſelte ſie. War es denn ſo nah?

Nein, nein, es war ja erſt der erſte Anfang der Krankheit. Man ſah ſie ihr noch kaum an. Sie war nicht abgemagert. Ja, Qual war da; — aber doch, — es war erſt der Anfang. — Der Anfang von was? — Von entſetzlichen Dingen — und dann — und dann? —

Es war ihr, als ſchnürte ſich ihr die Bruſt zuſammen. „Wann kommt Köppert?“ fragte ſie. „Iſt es noch nicht ſo weit?“

X.

Ein feuchtes, rauhes Frühjahr ist gekommen und von den knospenden, regentriefenden Bäumen herab, unter grauem Himmel, tönt das Amsellied, diese Seelentönchen, die Erinnerung und Sehnsucht bringen, die am Herzen rütteln und den Kinderseelen Frühlingswonne schaffen. Diese urweltlichen Stimmchen, die uns erfassen und uns in das Neuerwachen mit hineinreißen, auch dann, wenn wir todmatt sind, wenn wir der Weltverjüngung entfliehen möchten, weil nur der Jammer in uns wieder jung wird. Das Frühlingsamsellied unter grauem Himmel von knospenden, regentriefenden Bäumen herab, reißt erbarmungslos alles, was lebt, was Ohren zu hören und ein Herz hat, mitzuempfinden, in den Verjüngungsstrom hinein. Denen aber, die um ihr Leben betrogen sind, thut es weh zum Aufschreien.

Olly hat mit Mimm und Emil in den Jſarauen die erſte Ausfahrt gemacht. Aufs äußerſte erſchöpft, iſt ſie daheim wieder angelangt, liegt auf dem Sofa und ſieht mit großen Augen ſtarr vor ſich hin.

Emil deckt den Theetiſch, ſtellt einen großen Strauß Himmelsſchlüſſel darauf und ſcheint die erſte Ausfahrt feiern zu wollen.

Mimm ſetzt ſich auch zum Thee; aber die Feier will nicht in Gang kommen. Olly liegt teilnahmslos, und nur durch ein Zeichen giebt ſie zu verſtehen, daß man ihr Ruhe laſſen ſoll.

Der junge Duft der friſchen Himmelsſchlüſſel dringt kaum merklich durchs Zimmer. Sie empfindet ihn und er thut ihr weh, weh, wie alles und jedes.

Mimm macht ſich zum Ausgehen fertig. Ehe er geht, ſtreicht er Olly über das Haar. — „Geht's denn beſſer?“

Wie dies unnötige Fragen ihr an der Seele reißt! — Jetzt iſt ſie allein. Sie regt ſich nicht. In ihr kämpft und bebt es; der große Frühlingsſchmerz liegt über ihr, der in den Verlorenen, in denen, die das Leben ausgeſtoßen hat, wühlt und zerrt.

Es ſchellt. — Emil kommt ins Zimmer geſchlichen. „Olly, Köppert iſt da. Willſt du ihn ſehen?“ Sie nickt.

„Darf ich?“ fragt Köppert, ehe er eintritt.

Ein heiſeres, kaum hörbares „Ja“.

Er ſetzt ſich ihrem Sofa gegenüber. Beide ſind ſtill. Ollys Augen ruhen auf ihm. „Mir iſt bang,“ ſagte ſie völlig ſtimmlos. Es klingt gleichgiltig und ohne Ausdruck.

Köppert kann nicht ruhig bleiben. Er iſt bleicher geworden, ſeine hagere Geſtalt dehnt und dreht ſich gewiſſermaßen. Dieſe ausdrucksloſe Verzweiflung hat es ihm angethan. „Ich habe Ihnen da was mitgebracht,“ ſagte er — „ein Seelchen — etwas, was Sie nicht kennen — wetten? —“ Er zieht ein Pappſchächtelchen aus ſeiner Taſche, hält es vorſichtig in der Hand. In die Pappe ſind Löcher gebort.

„Lebendig?“ fragt Olly. Er nickt.

„Ein Vogel?“

„Beinah. Paſſen Sie auf, ob Sie's kennen.“ Vorſichtig öffnet er die Schachtel und nimmt ein in ein Leinwandläppchen gewickeltes graues Weien heraus.

„Ein Fledermäuschen“, flüsterte Olly.

„Jawohl. Zusammengelegt wie ein Regenschirm. Sehen Sie sich's nur an.“ Er hält es auf der flachen Hand und zeigt ihr's hin. „Jeder Esel meint, er kennt so ein Seelchen in- und auswendig. Gott bewahre, das könnt' jeder sagen. Der kleine, zart pulsierende Schatten mit dem wundervollen Elfengesichtchen, schauen Sie nur — die Edelsteinaugen! Diese Zartheit im Näschen und im Schnäuzchen, die winzigen Zähne und die großartigen Riesenohren! Nicht? — schaut sie nicht aus wie eine kleine Pfründnerin in der Haube? Nicht wahr neu? Das kannten wir noch nicht?“ Er lachte etwas auf.

Es reckte die Flügel ein wenig. Olly befühlte es. „Ein Hauch,“ meinte sie.

„Nun, und wie steht's mit der Kunst?“ sagte Köppert. „Ich meine: wir, wir Neuen, wie soll ich sagen, wir kennen das Fledermäuschen! Zum Beispiel: Sie und ich etwa — wir durchgeglühten Seelen. Wir malen's, wollen's wenigstens malen, bis in die feinsten Geheimnisse, wie es pulsiert. Es sieht nicht aus wie eine Fledermaus, sagen die andern, die eine Fledermaus

höchſtens aus Bilderbüchern kennen, eher wie ein zuſammengeklappter Regenſchirm. — Affektiert. — Wo ſieht's ſo aus? Niemals. — Jawohl, kennt ihr's denn? — Wer wird eine Fledermaus nicht kennen? ſagen ſie. Punktum. — Ich aber ſage: Die Fledermaus iſt ihnen ganz Geheimnis. Gerad' wie der Menſch auch. Sagen Sie ſelbſt, wann ſteht je einer ſo niederträchtig ſuperklar da, wie die Leute ihn gemalt haben wollen und wie ſie ihn gemalt bekommen? Immer geheimnisvoll. — Lichter, Schatten, Fleiſch, Fett, alles unbeſtimmt ineinander zitternd — dort wieder wie in Fels gehauen, hier wie im Nebel, jetzt ſtrahlend, jetzt verſchwommen — auf- und niederwogend. Grau. Blendend. In allen Farben. Fahl. Eine wilde Jagd.

„Jetzt ſchauen wir ganz ruhig und warten's ab, und — halt ſtill — haben's — aber in einem Moment, der ſo intim, ſo erhaſcht, ſo überrumpelt iſt, daß die andern ihn überhaupt nie geſehen haben, ſo wenig, wie ſie das Fledermäuschen je ſahen, darum ſag' ich: Wir erfaſſen das Fledermäuschen, wir lehren euch die wunderliche Erde wie neu kennen, an der ihr vorbeilauft und davon redet, als kenntet ihr ſie.

„Darf ichs zum Fenſter hinausthun?“

Er hatte das Tierchen, während er ſprach, immer zart in den hohlen Händen gehalten, damit ſie ſich das Köpfchen beſchauen konnte. Er öffnete das Fenſter ein wenig. Das Tierchen ſaß ihm auf der Hand, krabbelte hin und her, ganz vertraulich. ‚Schlimm haſt du's nicht mit mir gemacht,‘ dachte es vielleicht. Ein pfeifendes, piependes Tönchen und fort war es.

„Auch ein Frühlingsbote,“ ſagte er und ſchloß das Fenſter. „Es iſt mir ins Atelier geflogen. Übrigens, weil wir gerad' dabei ſind. Es iſt fabelhaft, was für Fortſchritte Sie gemacht haben, ſeit wir uns kennen — rein fabelhaft! Ja, mir hat's was Unbegreifliches. Offen geſagt: ich hab's einem Weibe nicht zugetraut. Eine Feuerſeele! Sie werden eine große Künſtlerin. Sie ſind eine. Bei uns iſt keine Schmeichelei. Sie dringen rieſig fein ein — ſo was ich ſagte — in die Geheimniſſe, die andre nicht ſehen.“

Er hatte nicht auf Olly geſchaut, als er ſprach, ſondern irgendwohin, nach der Decke oder auf den Fußboden, wie das ſeine Art war, wenn er etwas Gutes zu ſagen hatte. Jetzt hob er den Blick

und sah ein Gesicht vor sich voller Glückseligkeit. Das arme, schmerzbeladene, kranke Gesicht von vorher war mit einem Schlag verändert. Hoffnungslosigkeit, verbissene Qual, fortwährendes gehetztes Überangestrengtsein, alles hatte sich verkrochen, wie die Nacht vor der Sonne.

Das Glück war da, rein und groß. Sie hob die Hände und faßte die seinigen und sagte wie er vorhin, aber bebend vor Bewegung: „Auch ein Frühlingsbote! Wie soll ich Ihnen danken!“

Köppert wußte wieder nicht, was er sagen sollte, fuhr sich durch den Haarschopf, zog die Schultern in die Höhe. „Mir danken? — oho — hoho —.“

Er war ganz erschüttert, daß sie in ihrem Elend so ungeheuer glücklich war. Und er brummte allerlei zerhacktes Zeug vor sich hin, aus dem kein Mensch klug werden konnte. Und es war ihm, als sähe er es, wie eine Riesenfaust über den Berg griff und roh und gleichgültig das herrliche Geschöpf mit der Feuerseele zerquetschte vor seinen Augen. ‚Und so scheußlich muß sie mir zu Grunde gehen!‘

Er wendete sich ab, reckte und streckte sich,

machte die ſonderbarſten Grimaſſen — und atmete tief auf, um die Bruſt frei zu bekommen.

„Wie Sie turnen?“ ſagte Olly tonlos und mühſelig und lächelte ihn immer noch ſtrahlend an. Da machte der unruhige Geiſt noch einen letzten energiſchen Schlenker mit dem Arm. „Dieſe Hühner, die Weiber,“ ſagte er. „Sie wiſſen ja, wie ich denke. Ewig kleinlich, am Geringfügigſten kleben, engherzig, ſchlau, berechnend. Ah! — nie ein reines Feuer, was ihnen einmal durch die Seele führe und alles niederbrennte, alle Lumperei, — nie und nimmer! Eine ewige Dumpfheit.

„Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon, ereifern Sie ſich nicht,“ wehrte er ab, als Olly ſprechen wollte. „Sie — Sie — na — Ausnahmsweib. Einfach guter Kamerad mit einer Heldenſeele. Anfangs glaubte ich Dämon.“ Er lehnte ſich wieder in den Stuhl zurück. Gottlob, nein.“ Er fuhr ſich über den Haarſchopf. „Ja,“ ſagte er, „ſo wundervoll zu einem Weibe ſtehen, ſo ganz ſimpel — Menſch zum Menſchen — und nicht Raubtier. Dieſe Hühner, ſie könnten's haben, wenn ſie wollten, weshalb nicht? Aber nein! Mit dem bißchen Weib-ſein muß herumgeprahlt werden, als

wenn sie ein Königreich an den Mann zu bringen hätten."

Er schaute wieder zur Decke, denn er stand wahrscheinlich im Begriff, etwas Sonderbares zu sagen. „So einen Kameraden zu haben, wie ich jetzt," murmelte er, „ja, das könnt' ein jeder wollen, wär' net übel — das ist für Auserwählte. Verstehen Sie, das ist eine Belohnung, die eben nicht für jeden ist."

Er hatte die Beine übereinander geschlagen, bewegte die Fußspitze hin und her und betrachtete diese sehr aufmerksam.

„Ich hab' einmal die ganze Nacht auf einem Stoppelfeld zugebracht. Wissen Sie — das ist sehr leicht gesagt. Teuflisch! eine Art Lager, um tobsüchtig zu werden. Glauben Sie, daß es möglich ist, die Stacheln mit so 65 Kilo niederzudrücken? Kein Gedanke, diese vegetabilischen Borsten stehen kerzengerade und bohren und kratzen und stechen — sind einfach unbezwinglich, rauh, roh, rapauzig wie 's Leben — und eine lange Nacht und immer von einer Seite zur andern."

„Als Soldat?" fragte Olly.

„Als ganz gewöhnlicher Menſch," erwiderte er. „So um fünf Uhr morgens, da war's genug. Ich kann etwas vertragen eigentlich. Endlich nervös wie ein Vollblutpferd, einfach wütend. Ich geh' hinunter zum Strand, es war an der See. Ein grauer Morgen — rieſig fein. Ich warf die Kleider ab — und nun hinein — ganz langſam. — Nach den rapauzigen Borſten dieſe Weichheit! Herrgott noch einmal! Dabei war's kalt; aber eine Weichheit! — weich wie mit Mutterhänden ſtrich mir's am Körper hin — ſo wie Mutterhände eigentlich ſein ſollten!" Er reckte ſich wie im Ärger — „ja — ſollten!

„So iſt mir's nach den Borſten, auf denen man ſich ſein Lebtag zu wälzen hat, wenn wir beide miteinander ſind. Eine Weichheit! Da iſt nichts, was ſticht und reibt. Ich vergeſſe, daß ich Raubtier bin — keine Reue, keine Wut — ganz einfach Kameradſchaft. Worte!" brummte er, „das iſt auch nicht das rechte Wort," und er ſchaute immer noch nach ſeiner Fußſpitze.

Ollys Blick aber hatte aufmerkſam und tiefbewegt an ihm gehangen. „Ach, geben Sie mir die Hand," ſagte ſie.

Und er faßte ihre beiden heißen, durchsichtigen Hände und sah ihr gerade in die Augen.

„Weshalb sagen Sie das zu mir? Um mich glücklich zu machen?“

„Man sagt einander viel zu wenig Gutes,“ meinte er.

Sie hatte etwas ganz Verklärtes. Ein Friede lag über dem Gesicht, der Köppert seltsam berührte, und sie behielt seine Hand in den ihrigen.

Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise. „Ist das eine wunderbare Sache, daß Sie zu uns gekommen sind! Mimm sagte den ersten Tag, als Sie kamen: ‚Dein Messias kommt‘. Ihre Werke waren mir Offenbarungen — das wissen Sie. — Und nun — nun!“ Sie konnte nicht weiter sprechen, sah ihn aber an mit einem Ausdruck, als läge sie vor ihm auf den Knieen und küßte ihm die Hände.

Sie waren beide jetzt still. Emil brachte die Lampe herein. „Er ist so gut,“ flüsterte sie.

„Jawohl,“ sagte Köppert, „er hat so etwas wie Herz. Deshalb ist er aber doch faul und ein halbgebackenes Brötchen, wenn er über Dinge spricht, die ihn nichts angehen.“ Er lachte Emil zu.

kommen und er war gekommen und ging nicht wieder. Sollte ſie umſonſt warten?

Er klopft. Niemand hört. Er lauſcht, klopft wieder — da — in der Küche wurde geklappt und gewirtſchaftet. Er klopft von neuem. Jetzt kommt jemand. Die Köchin öffnet und ſchaut ihn verblüfft an.

„Was ſoll das?“ fragt er.

„I mein' ſchon, Herr Köppert, daß Sie heut' net herein können. Die Nacht iſt's ſo viel ſchlimm gegangen. Der Doktor hat ſie ſchneiden müſſen — ja. Weiß net, was das noch werden mag. An ſilberns Röhrel hat er ihr in 'n Hals geſteckt. Reden kann ſ' nimmer. Der Emil ſagt: ‚Dauern kann ſ' noch lang'. Aber i mein' ſchon, a Freud' wird ſ' nimmer viel dran hab'n.“

Köppert ſtand regungslos.

„I mein' ſchon,“ fing die Köchin wieder an und ſah auf den hageren, ſtarren Menſchen.

„Gehen Sie, ſagen Sie, daß ich da bin.“

Er dachte an ihre rührenden, hilfeſuchenden Worte.

„Ja, aber,“ meinte die Köchin, „drinnen ſind ſ' ganz auseinand.“

„Gehen Sie."

Als er in das ihm so bekannte Zimmer trat, in dem sein Kamerad ihn seit Monaten ehrlich beglückt empfangen hatte, war es ihm zu Mute, als öffnete er die Thüre zu einem Garten, den er am Abend unberührt und voller Blüten und Kräuter verlassen hatte — und am Morgen ist alles zertreten und zerstampft, als hätten Dämonen darin gehaust.

Bleich trat er ein; die hagere Gestalt wie zugespitzt von innerer Erregung, die sehnigen Hände ineinandergekrampft, die Augen spähend. Zerstörung wohin er sieht. Die Anmut des Raumes fortgewischt. Jeder Stuhl, der im Weg steht, zeugt von verzweifelten, vom Unglück gepackten Menschen. Eine riesige Unordnung im Zimmer — Sachen, Sachen und wieder Sachen, sinnlos hingeworfene Sachen.

Gastelmeier steht am Fenster, starrt auf die Straße hinaus, dreht sich nicht um, als er die Thür gehen hört. Ollys Mutter sitzt auf dem Sofa. Sie sieht zerzaust aus, so unmütterlich wie möglich, keine Trostbringerin, eine Trostbettlerin; neben ihr Erwin zusammengekauert.

Wie ſitzen dieſe Leute da!

Auf dem Sofa, auf dem irgend wer die Nacht geſchlafen haben muß, liegt noch das Bettlaken ausgebreitet. Auf der Erde ſteht ein Waſchgeſchirr, auf einem Stuhl das Frühſtückszeug noch. Eine Taſſe iſt umgeſtürzt, der Inhalt hat ſich auf den Fußboden ergoſſen: auf allen Gegenſtänden Staub, vor dem Ofen Aſche und Kohlen durcheinander. Dort Verbandzeug, auf dem Tiſch eine Schale mit blutigem Waſſer, blutbefleckte Tücher, Waſſer, Flaſchen.

Köppert errötet, es thut ihm weh. — Wenn das Seelchen das wüßte! Seine Augen bohren ſich wahrhaft in die nervös verzauſte Mutter. ‚Auf, alte Närrin!‘ ſagen dieſe heftigen Blicke. ‚Was biſt du denn? Erwirb dir endlich das Recht zu leben — greif an! Was gehen deine Nerven dich an, laß ſie meinetwegen an dir herumhängen — aber thu deine Pflicht!‘

Er war ſinnlos wütend, Köppert. Wie zugeſpitzt er ausſah! Er hatte den Sumpf, aus dem das Seelchen ſtammte, längſt kennen gelernt, dieſes Volk, das die ſchwachen, erbärmlichen Arme nach der Kunſt ausſtreckte, die Kunſt als noblen Brot-

erwerb betrachtete, dieſe frivolen Schwächlinge, die nicht wußten, wie ſie mit dem Leben auch nur auf die elendſte Weiſe fertig werden ſollten, und mit dem Martyrium der Kunſt ſpielten. Aus dieſem Sumpf, der nur Blaſen aufwirft, war dennoch eine Heldenſeele aufgeſtiegen, eine Prachtſeele, die bis zum Tod voller Schaffenskraft und Feuer war, die alles überwand. Und dieſe Seele lag jetzt verſtümmelt, blutend zugerichtet, aufgegeben, und die Blaſen machten ſich wichtig und blieſen ſich auf bis zum Platzen.

Die ihm ſo verhaßte Dame wollte ihn wehmutsvoll anreden und begann etwas Hochtrabendes. Er wendete ſich ab. „Nun — nun — nun,“ ſagte er zu Gaſtelmeier und rührte ihn an der Schulter an.

„Das iſt ein Leben. Wenn du wüßteſt,“ murmelte der, „eine Hölle!“

„Thun Sie die Tücher fort — und die Waſſerſchale,“ ſagte Köppert ruhig zu Frau Kovalski.

„Wozu?“ ſagte Gaſtelmeier, „laßt nur alles ſtehen und liegen, wie es liegt in dieſem Unglückshaus; überhaupt, wozu hier etwas anrühren?“

„Verlier den Kopf nicht," sagte Köppert, „armer Kerl."

„Ja, das ist's, was ich vom Leben erhofft habe!"

Gastelmeier preßte den Kopf an die Glasscheibe. Er stand verzweifelt und verbittert da. Seiner behaglichen Person ging's schlecht, ihm war alles verpfuscht, ihm geschah das Entsetzliche — über sich selbst kam er nicht hinaus, und sein Schmerz war daher bitter, bitter wie Galle und von dem Mitleid für andre unverdünnt. Freilich hatte er Mitleid mit der Armen — aber daß er Mitleid haben mußte, das war's was ihm weher that, als das Mitleiden selbst. Er sah drollig aus. Seine Beinkleider hatten eine Art und Weise zu sitzen, die durchaus nicht zu der verzweifelten Stimmung paßte. Der Sitzteil dieser weiten Beinkleider hatte die Eigentümlichkeit, wie eine Art Schmetterlingsnetz an seiner geknickten Gestalt herabzuhängen.

„Diese Hölle heut Nacht, Köppert, so etwas geht über die Kräfte, die einem Menschen zur Verfügung gestellt sind." Er murmelte unverständlich. Beide Hände hatte er in den Hosen-

taſchen. Er ſah wie breitgedrückt vom Schickſal aus.

„Es iſt Hoffnung, daß ſie noch leben kann, aber Köppert — ſiehſt du — ganz ohne Stimme — weißt du?' — und geſund? — Nie wieder eine geſunde Frau."

Die Augen ſtanden ihm voll Thränen, er hatte ſchon viel geweint und ſchnüffelte etwas. „Seit wir verheiratet ſind, eine ewige Unruhe — nie Frieden. So reizend, ſo lieb, wie ſie war — und doch nicht, wie es hätte ſein können. Und nun — das!"

Er mußte ſprechen. Er konnte ſeine Gedanken nicht mehr zurückhalten und ging neben dem langen, hageren Köppert, der ſeinen eigenen Gedanken, wie es ſchien, nachging, auf und nieder.

„Wenn ich denke, ich zog damals wegen dem Rangierbahnhof aus der Salzſtraße; — aber was iſt ein Rangierbahnhof gegen das Leben, wenn nicht alles iſt, wie es ſein ſollte! Siehſt du, Köppert — und es war nicht alles, wie es ſein ſollte," ſagte er in ſeiner Bewegung wieder, „es war nicht alles, wie es ſein ſollte. Schon in der Blütenſtraße fing's an. Da rangierten

ſie und kamen mit nichts zurecht. Ich weiß nicht, wie ſie's machten. Es war ein ewiges, geiſtiges Gepolter im Haus, ein ewiges Raſſeln und Schnaufen und Würgen, keine Seelenruhe. Sie waren immer geheizt wie die Lokomotiven. Siehſt du, — die Kunſt, — Köppert, ich hab' immer gemeint, daß ſie etwas ganz Harmloſes wäre, eine ſtille Beſchäftigung, — aber das iſt ſie ja gar nicht — oder ſie iſt's nicht mehr, ich weiß nicht. Eine lärmende Maſchine, die Unfrieden und Unbehagen ins Haus bringt. Und wenn das Haus nicht groß genug iſt und die Kräfte, die die Maſchine leiten, nicht ſtark genug und nicht geübt genug — und die Maſchine kommt ins Rennen — und die Schrauben halten nicht, wie ſie ſollten — ſo rennt ſie alles über den Haufen und wütet das ganze Haus zuſammen. Es gehört Rieſenkraft dazu, um mit dieſer Teufelsmaſchine jetzt auszukommen. Die Schwachen ſollten ſich nicht daran vergreifen."

In Gaſtelmeiers Hirn hatte ſich der Vergleich, den Emil einmal gebraucht hatte, mit der Zeit eingeätzt. Er hatte im flüſternden Ton unaufhaltſam geſprochen, hatte nicht auf ſeine Schwieger-

mutter und den Schwager geachtet und nicht auf Köppert; es war ihm gleichgiltig, wer zugegen war. Was er sagte, mußte er sagen — und er hätte so viel mehr sagen können. — Aber schon das Wenige war eine Erleichterung. „Und," fuhr er fort, wobei wieder zwei große Thränen über die behaglichen Wangen liefen, „was ist hier rangiert worden — hier — Köppert, — bei aller Liebe! Glaub mir, rangiert von früh bis in die Nacht — und nachts — nachts! Diese Nächte! Da hat Olly die Teufelsmaschine geheizt und überheizt. Sie wollte ans Ziel, sie mußte auf Leben und Tod! Das mit anzusehen! Wahrhaftig, ich habe nicht geglaubt, daß man mit einer Frau so etwas erleben kann. Man hält die Frauen auch für so harmlos?! Ich wenigstens that das; — aber sie sind es nicht."

„Nein," sagte Köppert, „das sind sie nicht. Wo liegt deine Frau?"

„Ja, wirklich, — ich weiß nicht, ob du sie sehen kannst, sie liegt natürlich zu Bett," sagte Gastelmeier unsicher. „Ich weiß nicht."

„Sag's ihr, daß ich da bin. Wer ist bei ihr?" fragte Köppert.

„Jetzt Emil, ſpäter bekommen wir ein Rote-kreuzſchweſter. Weißt du, da ſind Dinge mit dem Verband zu machen.“ Er ging ungeſchickt vorſichtig in ſeinen weiten, geſtickten Hausſchuhen voraus in das Nebenzimmer.

Als Köppert bei Olly in Gaſtelmeiers Begleitung eintrat, ſtand Emil, der neben ihrem Bett geſeſſen hatte, auf und flüſterte ſeinem Schwager ins Ohr: „Komm, es iſt gut, wenn Köppert mit ihr ſpricht.“

„Jawohl,“ ſagte Gaſtelmeier.

Köppert ſah, daß zwei bleiche Hände ſich ihm entgegenſtreckten — hilfeſuchend, als läge der arme Kamerad nicht in ſeinem Kiſſen, ſondern als triebe er in einem reißenden Strome von ihm ab.

Er faßte die hilfeſuchenden Hände. Da machte ſie die eine Hand los und zeigte nach ihrem Hals. Die Augen bohrten ſich verzweifelnd in Köpperts Augen. Sie wollte ſprechen. Es war, als packte den ganzen Körper ein Krampf. Solch eine Unruhe! Solch ein Verlangen! Sie wollte ſich mitteilen. Sie mußte ſich mitteilen, es war ſo unendlich viel geſchehen. Sie war nun ganz

zum Krüppel geworden — ſtumm — zerſchnitten! Und das Leben-wollen! Und der Lebensjammer!

„Ruhig — ruhig,“ ſagte Köppert und legte den Arm um ihre Schulter. Sie lag etwas aufgerichtet.

So hielt er ſie. Das that ihr wohl — für einen Augenblick. Dann zog der Jammer wieder über das Geſicht wie ein Regenſchauer.

„Ich weiß alles, was Sie denken,“ ſagte Köppert. „Sehen Sie mir nur in die Augen.“

Und ſie ſah ihn folgſam an, ſtarr unverwandt, und er hielt ihren Blick aus und las den ganzen bittern Kampf, das ganze Elend, wie in den Augen eines ſterbenden Tieres.

Eine große, ſtumme Beichte. Ihr Körper zitterte, ihre Bruſt hob ſich im Kampf. So ſaßen ſie lange unverändert.

Jetzt kamen die heißen, heißen Thränen, das ganze Geſicht war gebadet. Und er hielt ſie und hörte die ſtumme ernſte Beichte weiter. Sein Geſicht war ſo geſpannt, er war ſo ganz ihr hingegeben, daß ſie in Wahrheit mit ihm zu ſprechen glauben konnte. Ihr Jammer floß wortlos ganz in ſeine Seele über und er fühlte jeden Schauer, der ſie durchfuhr.

Ganz offen und ehrlich und ohne alles Mit-sich-selbst-Verstecken-spielen ... das war das Weib, das er liebte.

Zermartert, seelisch und körperlich, zu Tode verwundet, ganz aufgegeben und aus dem Leben gestoßen, so lag sie in seinen Armen — und nicht einmal sein eigen. Armselig und stumm wie ein sterbendes Tier. So mußte er lieben lernen.

Raffiniert! Teuflisch! Wenn er das hinsterbende, junge Weib nicht hätte in ihrer Angst und Qual stützen und halten müssen, er wäre aufgesprungen und hätte die Hände ineinander gekrampft, wäre im Zimmer hin- und hergerast im lächerlichen Kampf gegen das Schicksal. Das Schicksal und er hätten es genau miteinander gemacht wie die beiden Kerle an der Türkenkaserne in München: ‚Sag Lallenstedt.‘ — ‚Lallenstedt‘ — darauf prompt der Schlag. Köppert aber sagte nicht Lallenstedt, trotz aller Aufforderungen des Schicksals nicht, und hielt seinen armen Kameraden behutsam, stützte ihn, damit er besser aufrecht sitzen konnte. Er verbiß seine Qual.

„Ich weiß alles — ich weiß alles — alles,“ flüsterte er ihr wieder zu in einem Ton, als spräche er mit seinem totkranken treuen Hund, von dem er keine Antwort erwarten dürfte und den er mit jedem Hauch seiner Stimme trösten wollte. So innig, so naiv — so ganz ihm zugewendet, wie der Mensch zum Menschen den Ton kaum stimmen kann. „Du willst leben — du willst es haben, wie die andern — und besser — jawohl besser — größer und weiter! Du dachtest dir dein Leben wundervoll? Nicht wahr?“

Sie hörte mit großen Augen zu. Er hatte gefühlt, wie sie bei der Anrede zusammengeschreckt war und wie ein reiner Glücksstrahl über ihr Gesicht huschte, für einen Augenblick die Todesbangigkeit verscheuchte.

Dies „Du“! Dies Einander-nah-gerückt-sein!

Jetzt hingen ihre Blicke an ihm wie gebannt.

„Du meinst, es ist jetzt alles aus, kommst dir entsetzlich betrogen vor? Sehr begreiflich. Von solchen Gedanken läßt du dich zerreißen?“

„Ja — ja,“ sagten die armen Augen.

„Hör' mich,“ sagte er leise, „vielleicht hast du mehr gelebt, als irgend eine andre, und lebst

mehr, als irgend eine. Denke — allein ſeit wir uns kennen: Da iſt ſo ein Menſch gekommen, Tag für Tag, der hat vor dir ausgepackt, was er nur auszupacken hatte, und wie haben wir einander verſtanden! Meinſt du, ſo etwas giebt es oft in dieſer Welt, da laufen ſie aneinander vorüber wie die Tiere, brummen ſich etwas zu vom Futter, vom Wetter, von ihrem Befinden! von den beſten Weideplätzen — und aus iſt's. Wir aber! Denk' doch!

„Und wie verſtehen wir uns in Dingen, für die man eigentlich keinen Gefährten findet! Und denk', wie du gewachſen biſt. Ich ſag' dir's. Erſtaunlich. Du biſt eine rieſig feine Kreatur. Künſtler durch und durch. Stell' dir vor, wie ſie würgen und hetzen und wie ſteifleinen es iſt, was die meiſten zuwege bringen. Denk' nur. Und wie wundervoll wir miteinander gearbeitet haben. Denk' an all das und daß du einen Kameraden haſt, — wenn du alles wüßteſt! — dem du außer ſeiner Arbeit das erſte menſchliche Gut biſt. Stell' dir den rapauzigen Waldmenſchen vor — und wie gut er's mit dir meint. Na, als wenn das alles nichts wäre."

Er sprach weiter und weiter. Mit jedem Wort wollte er ihr Trost bringen, vergaß sich selbst, wie eine Mutter, die ihr krankes Kind einwiegen will, der eigenen Müdigkeit vergißt. Er sprach ganz einfach ohne alle Sprünge und Sonderbarkeiten und dachte nur einzig: Sie soll in ihrem Jammer die weiche Hand spüren.

Und sie spürte sie. Mit großen Augen nahm sie seine Worte auf, wie eine verdurstete Pflanze den Regen. Sie fühlte sich sicher bei ihm; wie oft hatte er schon Qual und Jammer von ihr verscheucht, nur damit, daß er da war und mit ihr von Gott weiß was sprach! Und heute, wo er mit seiner heilenden Hand die furchtbare Wunde berührte!

Sie machte ihre Hand jetzt langsam von ihm los und zeigte nach dem Tisch vor ihrem Bett. Da hatte Emil weiße Zettel hingelegt und einen wundervoll gespitzten Bleistift. Köppert reichte ihr, was sie verlangte, und gab ihr auch den Pappdeckel, der als Schreibunterlage nebenbei lag.

Olly hielt die matte Hand lange ruhig, dann schrieb sie mit zitternden Fingern: „Weißt du

noch, mein Kamerad, der Karpfenſchlag? Heute nacht und heute morgen — das war mein Karpfenſchlag — tief im tiefſten Grund und Schlamm — ganz einſam — vielleicht kommt auch bei mir nun die Weisheit, und daß ich geduldig werde.“ —

Köppert nahm ihr den Zettel aus der Hand und las ihn und in den Augen ſtanden ihm die nicht mehr zurückzuhaltenden Thränen. Und er fiel vor ihrem Bett auf die Kniee und küßte ihr die Hände und preßte ſie wieder und wieder an die Lippen. Dabei konnte er nicht Herr ſeiner Thränen werden.

„So ein Eſel,“ ſagte er, „ſo ein großer Eſel!“ Und verbarg ſeinen Kopf in den Kiſſen. Aber er riß ſich aus der Qual und ſagte: Wenn du ſo gut und klug biſt, wird alles gut werden.“

Sie ſchüttelte den Kopf und nahm wieder den Stift in die Hand und ſchrieb kaum leſerlich: „Keine Hoffnung wecken — um Gotteswillen nicht.“

Er las, legte beide Zettel in ſeine Brieftaſche „Nein,“ ſagte er, „keine Hoffnung und keine

Hoffnungslosigkeit. Wir wollen uns an die Gegenwart halten."

Er setzte sich wieder zu ihr und sie gab ihm beide Hände.

Es wird dämmerig. Der Fensterflügel steht ein wenig geöffnet und unter dem feuchten, grauen Himmel klingt draußen, aus einem Garten herauf, das Amsellied, das die Herzen in den großen Verjüngungsstrom einzutauchen ladet. Sie hören es beide — halten sich an den Händen nnd hängen mit den Blicken fest aneinander.

Jetzt kritzelte sie wieder auf einen Zettel: „Ein Glück ohne Reu' — alles durch dich, mein Kamerad."

Er strich ihr über die Hand. Sie solle ruhig, ganz ruhig sein. Die Amsel draußen brach ab — setzte wieder an — die urweltlichen Tönchen wurden leise, wie träumerisch, schwollen an, sehnsüchtiger, banger — seelenbeklemmend. Das wonnevolle Frühlingsweh lag über der Erde.

Die beiden im stillen Zimmer hielten einander immer noch bei den Händen, und sie suchte seine Blicke. Sie lebte von seinen Blicken.

Dann kritzelte sie wieder; aber die eine Hand

des Kameraden behielt sie in der ihren und klammerte sich fest daran, während sie schrieb — so fest und bang, als fürchtete sie, daß er gehen würde.

Ja — und er fühlte auch, er durfte nicht gehen. Er mußte nun bleiben. Sei es, wie es wolle. Er dachte, dachte dumpf, wie er es am besten einrichten könnte, er wollte mit Mimm sprechen. Er durfte sie jetzt nicht verlassen. Inzwischen kritzelte sie, langsam, immer ausruhend.

Wenn er nicht bei ihr wäre, wie würde sie nach seinem Trost suchen in ihrer Seeleneinsamkeit! Sie fürchtete sich ohne ihn. Es grauste ihr bei dem Gedanken, daß er gehen würde. Das wußte er — er mußte bleiben.

Sie kritzelte langsam, langsam — draußen das Amsellied.

Sie schaute ihn an, er solle den Zettel lesen. — —

„Nehmt das Entsetzen von mir, die schwere, nasse Erde — den engen Sarg — das Grausen — die tote Einsamkeit. Begrabt mich nicht!!! Das Feuer ist besser. Verbrennt all das, was

ſo viel ſein wollte — ſo viel! Das unbeſchreiblich Lebendige — das Ruhmſüchtige — das Thörichte, das was ſo gern — ſo unausſprechlich gern gelebt hätte."

Er hat geleſen und ſieht ſie an, treu und feſt. Sie kann ſich auf ihn verlaſſen.

Jetzt greift ſie nach einem Fläſchchen, das neben ihr ſteht.

„Willſt du einnehmen?"

Sie nickt.

„Soll ich's dir geben? Haſt du kein Löffelchen?"

Sie hat es ſchon aus dem Fläſchchen getrunken. Jetzt liegt ſie ſtill. Köppert wundert ſich, daß niemand kommt. Aber es iſt gut ſo.

Die Dämmerung ſinkt tiefer und tiefer. Olly wird unruhig, wirft ſich hin und her, ihr Blick wird ſo bang, ſo unendlich bang. Sie fühlt ſich gequält.

Dann wird ſie ruhig und der Ausdruck, wie es ihm ſcheint, faſt heiter. Wieder greift ſie nach dem Stift und er reicht ihr einen Zettel hin. Sie kritzelt im Halblicht: „Und weißt du — ſelbſt nach dem Karpfenſchlag, mein Kamerad,

auch wenn der Karpfen ganz ergeben ist, kann doch noch Unverhofftes geschehen. Unser dicker Freund, der Goldkarpfen, hatte alles aufgegeben, seinen Karpfenschlag gemacht — war geduldig geworden — und die Freiheit kam! Ich seh' ihn noch — wie ein Goldstreif, husch, ins freie Wasser — fort war er, und froh und gesund."

Er liest den Zettel, legt ihn zu den andern in die Brieftasche — und wendet sich ab. Die Thür öffnet sich, Emil kommt leise herein und bringt Licht.

Er schleicht an Ollys Bett. „Ollychen, was hast du denn?" fragt er sonderbar und stellt die verhängte Lampe auf den Tisch.

„Ollychen?" Er fragt ganz ruhig und doch angstvoll.

Jetzt blickt Köppert auf sie hin. Es ist eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Die Augen sind halb geschlossen, es liegt etwas Schweres auf ihr — wie eine ungeheure Schläfrigkeit.

„Ollychen, was hast du denn?" fragte Emil wieder.

Sie winkt schwer mit der Hand.

Auf ihrem Bette liegt noch das Fläschchen. Emil greift danach. Er hält es — hält es und schaut — darauf hin. „Es wird ihr doch nicht schaden," sagte er flüsternd. „Sie hat da aus dem falschen Fläschchen genommen und gewiß wieder getrunken. Das macht sie immer mit aller Medizin. Ihr Schlafmittel — und — ist leer."

Er giebt Köppert das Fläschchen. Der sieht kühl darauf hin — dann mit einem langen Blick auf seinen Kameraden — und beugt sich über sie und sieht in das Gesicht, über dem der schwere, tiefe Schlaf schon liegt — und sieht auf das, was das Schicksal ihm bisher an Menschenglück geboten — in welcher Gestalt!

Mit Qual beladen — und doch — wochen-, monatelang hatte ihm die Glücksflamme gebrannt. Immer gefährdet, erstickt zu werden, wie eine Flamme, über die giftige Nebel sich legen. Aber sie hatte gebrannt. Es war das echte Feuer gewesen.

Die Riesenfaust hatte über den Berg gelangt und drückte den göttlichen Funken aus. Da war nichts zu machen.

Er erhob ſich aus der tiefgebückten Stellung. Und noch ein langer, tiefer Blick auf das Geſicht in den weißen Kiſſen, für ihn das Geſicht der Geſichter.

In den tiefen Schlaf hat ſie das Bild vom geretteten Goldkarpfen mitgenommen, den huſchenden Goldſtreifen im freien Waſſer. Die unverhoffte Freiheit — die Hoffnung. Das war gut ſo — —

‚Merkwürdig, barmherzig!‘ dachte er.

„Ich werde zum Arzt gehen,“ ſagte Köppert, und ging leiſe hinaus.

Da ſaß Freund Gaſtelmeier vor dem Tiſch, die Arme aufgeſtützt, den Kopf in den Armen vergraben und war eingeſchlafen.

Köppert ſchlich an ihm vorüber.

* * *

Es war alles vorbei, der Tod und das erſte Entſetzen, die ſchreckliche Kiſte mit dem Zinnſarg, die Reiſe — alles.

Über Ollys armen Mimm waren die Wogen

zuſammengeſchlagen, und Köppert ſaß zu Hauſe mit ſeiner Mutter — allein. Die alte Frau ſtrickte.

„Ich erfahr' da," ſagte ſie, „du biſt bei einer Verbrennung mit dabei geweſen? Durch fremde Leute natürlich erfahr' ich's."

Köppert ſaß müde gearbeitet, ſtumm, und ſchnitzelte gedankenlos an einem Stückchen Holz. Das fahle, ſtarke Haar, das ſein Kamerad geliebt hatte, das unregelmäßige Geſicht, die klugen grauen Augen, die feſte leichte Geſtalt — die Arbeitskraft von früh bis abend — alles wie zuvor — aber eine Verdroſſenheit — eine ſo ſchwere Verdroſſenheit.

„Du," ſagte die alte Frau, weil ſie keine Antwort bekom, noch einmal, „wie war's denn? Es ſoll ja greulich ſein."

„Gar nicht," ſagte er kurz.

„Du ſollſt ja alles gemacht haben, alles, und wie ſie die Kiſte zum Bahnhof gebracht haben. Alſo eine wirkliche Kiſte, — da warſt du auch dabei. Wie kommſt du denn dazu?"

„Einfach" . . . Er ſprach nicht aus, ging im

Zimmer auf und nieder, fuhr sich durch den Haarschopf und zuckte mit den Schultern.

„Wie ist es denn?“ fragte die alte Frau weiter und strickte, „wie ist denn das mit der Asche? — Wie sieht denn das aus? — Du —? Du erzählst einem auch gar nichts.“

„Wie das aussieht?“ fuhr Köppert auf und stand vor seiner Mutter, die Finger ineinander gekrampft, grau, hager, so zugespitzt, sonderbar, so in sich selbst verkrochen.

Die alte Frau strickte weiter, zählte ab und merkte nicht auf ihren Sohn. „Ja, wie ist's denn?“ fragte sie noch einmal behaglich unter dem Zählen und steckte sich eine Stricknadel durch die Haube. „Ist's denn eine Blechbüchse — ich hab' so gehört. Wie eine Blechbüchse?“

„Nun ja, Mutter — eine Blechbüchse — verlötet — ganz wie Bohnen — das ist das Ende.“

* * *

Im letzten Winkel des Reiches, dort, wo aus dem bayrischen Algäu die niedrigen Pässe nach Vorarlberg führen, liegt ein Hochthal. Die goldene Frühlingsabendstunde leuchtet darüber

hin. Die Herrgottswände ſtrahlen das Licht der untergehenden Sonne zurück. Frühlingswonne in jedem Gras, in jedem Kraut, in jeder Blume, im Moos, in jedem Laut, in jedem Duft. Wie Dankopfer ſteigt der Odem des neuen Lebens zum Himmel. Die Luft ſonnendurchleuchtet. Alles ſtrahlend, funkelnd, jauchzend — lebendig.

Daſeinswonne für jede Kreatur. Der Winter vergeſſen, der Tod vergeſſen! Leben über Leben!

Es quillt, es ſtrömt, es ſproßt und breitet ſich aus. Die Gebirgswäſſer ſprudeln und toſen. Die grünen, ſchwerbelaubten Wipfel wiegen die neue Laſt. Die ſchwarze Erde ſchickt ungezählte bunte, duftende Geſtalten zum Tageslicht. Die Welt iſt neu — das Leben iſt neu. Jeder Atemzug Geſundheit und Freude.

Am Weg, der zum einſamen Gehöft Rohrmoos führt, ſteht ein Mädchen, blond, roſig — ernſt, aber als wären Frühlingskräfte auch über ſie ausgegoſſen. Sie erwartet jemanden. — Den Weg herauf muß er kommen. — Und er kommt. —

Endlich.

Sie hat lange gewartet, lang ausgeſchaut. Zwei Wanderer ſind an der Wegbiegung auf-

getaucht. Jetzt geht sie ihnen langsam und ruhig entgegen.

„Friedel," sagt sie im warmen Herzenston, als sie bei ihm ist. Helle Thränen stehen ihr in den Augen.

Der Mann findet kein Willkommenswort, er reicht ihr stumm die Hand.

„Friedel," sagte sie wieder. „Friedel," so tröstend, so warm: er ist ja heimgekommen!

Jetzt hebt er den Kopf und faßt seinen Begleiter bei der Hand und sagt: „Emil bleibt ganz bei uns oben, der hat auch die Kunst über Bord geworfen."

Das Mädchen drückt auch diesem die Hand.

Und sie gehen alle drei wortlos durch die lebensmächtigen Frühlingsgewalten, die alle gesunden Kreaturen Winter und Tod vergessen lassen.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co., Berlin W 9

Das Haus zur Flamm'

Roman

von Helene Böhlau

Preis geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.—

Aus dem Artikel „Frauenbücher" von Dr. Ludwig Finckh.

Man braucht nicht die Naſe zu rümpfen über Blaustrümpfe, Rotſtrümpfe und dichtende Frauen. Wenn einer Lagerlöf ſagt oder Riccarda Huch, ſo hebt man den Hut auf der ganzen Welt. Alte Namen ſind verſunken ins geſegnete Meer; einer und noch einer hat ſich gehalten und ſeinen Glanz, der ſich beſchlagen wollte, aufgefriſcht: das Echte ſchimmert darunter. Neue Namen, ſtill und beſcheiden, ſtehen auf und ſagen: „ſei ganz ruhig; wir wiſſen, daß du ehrerbietig gegen uns biſt, du ſollſt dich nicht in uns getäuſcht haben. Wir ſind andere als vorher. Ihr habt euch ja auch verändert. Eine harte Zeit liegt hinter uns, oder eine allzu weiche, wie du willſt: Wir ſind Frauen geworden! Frauen. Das iſt der ſchönſte Name, den Gott zu vergeben hat. Wir haben das Leben gefunden, daran man früher vorüberging; ſtrahlend und ſchmerzlich lag es auf unſerem Wege. Wir haben es aufgehoben und getragen auf unſeren Armen und auf unſeren Schultern und in unſerem Herzen wie ihr. Herzlich ſchwer iſt es. Ein Block Eiſen, ein Klotz Blei, ein Klumpen Gold. Jetzt ſchmieden wir es zu Kunſtwerken."

Liebe Leute, da iſt ein Buch, das müßte wie ein Wirbelwind durch eure Herzen gehen und ſie lauter fegen; ich kann es wohl das menſchlichſte aller Erdenbücher taufen und es freut mich, daß eine Frau es iſt, die es geſchaffen hat. Laßt euch nicht irre machen am Anfang, wenn es noch holpert und ſtolpert, ihr merkt bald genug, daß ſich etwas losringt, das nicht von der Erde iſt. Da ſitzen ſie hin, dieſe Frauen, dieſe alten Frauen, dieſe jungen Frauen, und ſchreiben ſich was vom Herzen, quellend, hinreißend, wundervoll, und ſcheren ſich den Teufel um die Kunſt; ſie wiſſen gar nicht, was das iſt, wenn einmal das Herz mit ihnen durchgeht; ihre Kunſt iſt ſo ſelbſtverſtändlich wie der Apfel, der am Baume hängt, ihre Güte iſt mütterlich und befreiend, ihre Weisheit ſo unaufdringlich, daß man ſie wohl im Schlafe überkommt wie ein Geſchenk. Helene Böhlau, Frau al Raſchid Bey, iſt diesmal die Gebetin; gewiß iſt es das Beſte, was ſie zu geben hatte, Herzblut. Es iſt kein loderndes Buch, „Das Haus zur Flamm'" trotz ſeiner großen Gewalt. Die Ruhe und Ebenmäßigkeit der großen Reife ſchlichtet und ſtillt ſeine brennenden Flammen zu einem gewaltigen Leuchten. Dieſes Buch tröſtet die Traurigen und macht die Frohen tief.

Niemand weiß, woher das Haus zur Flamm' ſeinen Namen hat; irgendwie muß es eine ſelige Glut in ſich haben. Geſegnet iſt es, doppelt geſegnet durch die unſägliche Güte einer Frau, der ſommerlichen Frau Marianne Gamander und ihres